

Die Sensationssuche rund um die kritische Edition von „Mein Kampf“ ebbt ab, die wissenschaftliche Auseinandersetzung kann beginnen. Andreas Wirsching macht einen inspirierenden Anfang. Angeregt durch neuere Beiträge der Hitlerforschung und aktuelle Fragen nach historischer Authentizität untersucht er das in „Mein Kampf“ präsentierte Selbstbild des „Führers“ der NSDAP und arbeitet verschiedene Schichten heraus. Hitlers politische Identität, so lautet die Kernthese, war, anders als sein Berufswunsch „Baumeister“, nicht das Resultat einer längeren, schlüssigen Entwicklung, sondern vor allem den Umständen geschuldet, in denen er sich am Kriegsende wiederfand. Aus der funktionalistischen Deutung von Hitlers politischer Biografie ergeben sich weitere Überlegungen zur Interpretation des NS-Regimes und seiner Tätermotivationen.

Andreas Wirsching

Hitlers Authentizität

Eine funktionalistische Deutung

I. Das Konzept der Authentizität

Hitlers Biografie zu schreiben hat Konjunktur. Nachdem über zweieinhalb Jahrzehnte hinweg Joachim Fest's nach wie vor bedeutende Lebensbeschreibung als das Maß aller Dinge gegolten hatte, kam seit 1998 Bewegung in die Szenerie. Brigitte Hamanns Standardwerk leuchtete das Dunkel von Hitlers Wiener Jahren mit der größtmöglichen quellenkritischen Sorgfalt aus. Ian Kershaws magistrale Arbeit setzte neue Maßstäbe, und zuletzt hat Volker Ullrich den ersten Band eines ähnlich monumental geplanten Werkes vorgelegt. Thomas Weber wiederum entdeckte beachtliche neue Quellen zu Hitlers Weg während des Ersten Weltkriegs. Manches neue Material präsentiert auch Wolfram Pyta, der die literarische Gattung der Biografie mit einer ebenso zugespitzten wie interessanten These verbindet: Er rückt Hitlers „Künstlertum“ in den Mittelpunkt und begreift von hier aus seinen Anspruch auf Feldherrnschaft und Kriegführung¹. Peter Longerich wieder-

¹ Vgl. Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München/Zürich 1998. Weniger überzeugend, da im Wesentlichen die bekannten Fakten zusammenfassend, ist David Clay Large, Hitlers München. Aufstieg und Fall der Hauptstadt der Bewegung, München 1998. Joachim Fest, Hitler. Eine Biographie, Frankfurt a. M. 1973, seitdem vielfach neu aufgelegt. Die vorliegende Abhandlung verdankt zum einen wichtige Anregungen der Beschäftigung mit dem Projekt einer kritischen Edition von Hitlers „Mein Kampf“, die das Institut für Zeitgeschichte verantwortete, zum anderen den Erkenntnissen, die sich aus dem Forschungsverbund der Leibniz-Gemeinschaft über „Historische Authentizität“ ergaben. Einige Gedanken hierzu konnte ich in einem Vortrag über „Hitlers Biografie in „Mein Kampf““ im Rahmen des interdisziplinären Workshops „Konzepte des Authentischen – Prozesse des Authentisierens“ im Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, diskutieren. Vgl. des Weiteren Ian Kershaw, Hitler 1889–1936, München 1998; ders., Hitler 1936–1945, München 2000; Volker Ullrich,

rum porträtiert Hitler als durchaus starken, „handelnden“ Politiker und setzt damit gänzlich andere Akzente als etwa Kershaw. Der Schlüssel für Hitlers Durchsetzungsfähigkeit sei, so Longerich, keineswegs in der charismatisch erzeugten Zustimmung zu suchen, „sondern in seiner Fähigkeit, außerordentlich komplexe Situationen durch geschicktes, flexibles und (nach längerem Zögern dann doch) entschlossenes politisches Handeln neu zu ordnen“². Weitere Hitler-Biografen wie Brendan Simms³ haben sich angekündigt. Eher eindimensional-spekulative, auf das breitere Publikum zielende Thesen wie etwa die von Hitlers Homosexualität bzw. Drogensucht⁴ seien hier außer Betracht gelassen.

Wirklich aussagekräftige neue Quellen lassen sich zu Hitlers Biografie ohnehin kaum finden. Das gilt besonders für die frühen Jahre in Linz und Wien, für die nach wie vor und wohl auch in Zukunft „Mein Kampf“ und August Kubizeks Erinnerungen⁵ als bedeutendste Informationsquellen dienen müssen. Umso wichtiger ist es, das in Hitlers „Mein Kampf“ enthaltene, in jeder Hinsicht sperrige und horrend stilisierte autobiografische Zeugnis ernst zu nehmen und im Kontext des anderen vorliegenden Quellenmaterials so adäquat wie möglich zu verstehen⁶. Die Chance hierauf und auf eine zumindest partiell neue Deutung ergibt sich, wenn man sich Hitlers frühem Lebensabschnitt und seinem Text mittels Erkenntniskategorien und -konzepten nähert, die außerhalb des unmittelbaren Kontextes liegen, aber gerade deshalb eine hermeneutische Erweiterung versprechen. Eine solche transdisziplinär informierte Re-Lektüre von „Mein Kampf“ gewinnt entsprechend aufschließenden Charakter und damit neue Erkenntnisse.

Im Folgenden wird ein solcher Versuch unternommen. Den Ausgangspunkt bildet dabei eine gelegentlich schon getroffene Beobachtung: Hitlers Autobiografie in „Mein Kampf“ folgt nämlich in ihrer Struktur dem Modell des bürgerlichen Entwicklungs- und Bildungsromans⁷. Den Jugendjahren „im Elternhaus“ schließen sich die „Wanderjahre“ in Wien an, die dann gleichsam in den Münchner

Adolf Hitler. Biographie, Bd. 1: Die Jahre des Aufstiegs 1889–1939, Frankfurt a. M. 2013; Thomas Weber, Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, München 2012. Jetzt auch ders., Wie Adolf Hitler zum Nazi wurde. Vom unpolitischen Soldaten zum Autor von „Mein Kampf“, Berlin 2016. Dieses Buch erschien erst unmittelbar vor der Fertigstellung dieses Aufsatzes. Wolfram Pyta, Hitler. Der Künstler als Politiker und Feldherr. Eine Herrschaftsanalyse, München 2015.

² Peter Longerich, Hitler. Biographie, München 2015, S. 549.

³ Vgl. Brendan Simms, Against a „world of enemies“: The impact of the First World War on the development of Hitler’s ideology, in: International Affairs 90 (2014), S. 317–336. Simms’ Hauptthese geht dahin, Hitlers Denken und Handeln, inklusive seines Antisemitismus aus dem Hass gegen die anglo-amerikanischen Mächte heraus zu erklären.

⁴ Vgl. Lothar Machtan, Hitlers Geheimnis. Das Doppelleben eines Diktators, Berlin 2001; Norman Ohler, Der totale Rausch. Drogen im Dritten Reich, Köln 2015.

⁵ Vgl. August Kubizek, Adolf Hitler. Mein Jugendfreund. Ein authentisches Dokument mit neuen Bildern, Graz ⁶1995.

⁶ Grundlegend zur Entstehung, Rezeption und Wirkung von „Mein Kampf“ vgl. Othmar Plöckinger, Geschichte eines Buches. Adolf Hitlers „Mein Kampf“ 1922–1945, München 2006.

⁷ Vgl. Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, hrsg. von Christian Hartmann u. a., im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, Bd. I, München 2016, S. 30 f. (Einleitung).

„Meisterjahren“ gipfeln. Dabei braucht es zunächst nicht zu stören, dass Hitlers Text diesem Modell natürlich nur in höchst fragmentarischer und stilistisch geradezu beleidigend epigonaler Weise folgt. Auch wird kaum zu klären sein, durch welche Vorbilder sich Hitler inspirieren ließ. Zwar sind deutliche Anleihen bei den Autobiografien Richard Wagners, Anselm von Feuerbachs und auch Hitlers frühem Weggefährten Anton Drexler erkennbar⁸. Aber sehr viel konkretere Hinweise auf Hitlers literatur- und gattungsgeschichtliche Kenntnisse wird man nicht erwarten dürfen. Viel wichtiger aber und bisher von der Forschung nicht diskutiert ist die Frage nach der Funktion dieses Modells für Hitlers Selbstverständnis während seiner Haft in Landsberg und für die von ihm gewünschte und entsprechend konstruierte öffentliche Biografie⁹.

An der Wurzel des bürgerlichen Bildungs- und Entwicklungsromans lag eine epochenspezifische Dynamik der Moderne, die das zumindest bis in die Renaissance zurückreichende Konzept von Individualität¹⁰ noch einmal zuspitzte. Seit dem 18. Jahrhundert nahm nämlich die Bedeutung der personalen Individualität, der neuen Möglichkeiten der autonomen Selbstentfaltung sowie einer entsprechend gewandelten Ich-Umwelt-Relation entscheidend zu. Umgekehrt offenbarten sich neue Gefahren der „Entfremdung“, womit – von Hegel über Marx bis zu Max Weber – ein Schlüsselbegriff der Epoche evoziert ist. Aus dieser Konstellation ergab sich geradezu zwingend ein individualpsychologisches Grundbedürfnis, das sich als Streben nach Authentizität bestimmen lässt. Über die Individualitätskonstruktion der Moderne hinaus steht dabei die Echtheit und Glaubwürdigkeit einer Person zur Debatte.

Der Authentizitätsbegriff, um den es hier zunächst geht, verweist mithin auf die Entfaltung moderner Subjektivität, auf die subjektive Wende der Neuzeit und ihre romantischen Ausformungen, wie sie seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert vielfach diskutiert worden sind. Spätestens seit Rousseau lässt sich personale Authentizität verstehen als das „Beisichselbstsein“ des Individuums; als seine „innere Stimme“, die den Einzelnen wissen lässt, was für ihn selbst das Richtige ist, und ihn zu entsprechend konsequentem Handeln befähigt¹¹. Dementsprechend ist der moderne Mensch angehalten, sich selbst treu zu sein und zu bleiben, um als

⁸ Ebenda, Bd. I, S. 127 (Kapiteleinführung).

⁹ Wie sehr „Mein Kampf“ auch dazu diente, Hitlers Biografie in der Öffentlichkeit zu kanonisieren und den vielen schon zu Beginn der 1920er Jahre herumvagabundierenden Informationen über diese Biografie Maß und Ziel zu geben, zeigt Othmar Plöckinger, Frühe biografische Texte zu Hitler. Zur Bewertung der autobiografischen Teile in „Mein Kampf“, in: VfZ 58 (2010), S. 93–114. Vgl. auch Pyta, Hitler, S. 219–239, unter Bezugnahme auf das von Hitler angewendete Genie-Konzept.

¹⁰ Vgl. Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, Bd. 1, Leipzig ¹²1919, v. a. S. 111–146; Richard van Dülmen (Hrsg.), Die Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln u. a. 2001.

¹¹ Vgl. Charles Taylor, Das Unbehagen an der Moderne, Frankfurt a. M. 1995, S. 34–39. Zu Rousseau vgl. Heinrich Meier, Über das Glück des philosophischen Lebens. Reflexionen zu Rousseaus *Réveries*, München 2011, S. 135 ff. Insgesamt zusammenfassend: Achim Saupe, Authentizität, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22. 10. 2012, URL: http://docupedia.de/zg/Authentizit.C3.A4t_Version_2.0_Achim_Saupe?oldid=107221 (16. 10. 2015).

authentische Person gelten zu können und entsprechende Anerkennung zu erfahren. Um gegenüber seiner Umwelt echt und glaubwürdig, eben authentisch zu wirken, stand das (meist männliche) Individuum vor der Aufgabe, „zu sich selbst“ zu kommen und „bei sich selbst“ zu bleiben. Authentizität ist also zum einen ein Konzept der Innerlichkeit; hier geht es darum, in welchem Maße ein Individuum eine unverwechselbare Authentizität für sich gewinnt. Das als Ideal gesetzte Ziel ist die Selbstkongruenz von bewusstem Willen, inneren Wünschen und konkretem Handeln¹². Erst eine solche Übereinstimmung mit dem innersten Selbst ermöglicht die personale Authentizität des Individuums. Auf dieser Basis wird Authentizität zum anderen auch ein nach außen gewendetes, kommunikatives Konzept: Hier geht es dann darum, wem in einem bestimmten kommunikativen Zusammenhang Authentizität zugeschrieben wird.

So verstanden, lässt sich der moderne Authentizitätsdiskurs auf Herder und vor allem auf Rousseau zurückführen. In neuerer Zeit hat ihn Charles Taylor als eine zentrale Achse der modernen „Quellen des Selbst“ identifiziert und ihn durch zwei Jahrhunderte westlicher Geistesgeschichte hindurch verfolgt¹³. Es bedarf keiner näheren Ausführung, dass die ungeheuer reichhaltige Produktion autobiografischer Literatur im 19. und frühen 20. Jahrhundert entsprechende Vorstellungen von Authentizität widerspiegelte. Wilhelm Dilthey etwa erblickte in der Selbstbiografie „die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt“¹⁴. Entsprechend stellte die Selbstbiografie dem Verfasser ein authentisches Zeugnis seines Lebens, seiner Entwicklung und vor allem seiner Bedeutung aus: „Er hat in der Erinnerung die Momente seines Lebens, die er als bedeutsam erfuhr, herausgehoben und akzentuiert und die anderen in Vergessenheit versinken lassen.“¹⁵ Gattungsgeschichtlich ist die Parallellität zwischen dem bürgerlichen Entwicklungsroman, der Autobiografie, wie sie im Sinne Diltheys um 1900 verstanden wurde, und dem Problem personaler Authentizität klar greifbar. Die Autobiografie schildert demzufolge die Entwicklung des Individuums, „die Geschichte seines Werdens und seiner Bildung, seines Hineinwachsens in die Gesellschaft“; am Ende steht „die endlich errungene,

¹² Vgl. hierzu Julius Kuhl, *Psychologie des Selbstseins*, in: Ders./Andreas Luckner, *Freies Selbstsein. Authentizität und Regression*, Göttingen 2007, S. 49–81, hier S. 50.

¹³ Vgl. Charles Taylor, *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt a. M. 1994 (zuerst englisch); Hartmut Rosa, *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*, Frankfurt a. M./New York 1998, hier v. a. S. 195–211 zum Problem der Authentizität als zentrales „Kennzeichen gelingender Identität“ in der Moderne (S. 197).

¹⁴ Wilhelm Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, in: Bernhard Groethuysen (Hrsg.), *Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften*, Bd. 7, Stuttgart/Göttingen 1958, S. 199. Die *Autobiografien Augustinus', Rousseaus' und Goethes* bezeichnete Dilthey als „direkteste[n] Ausdruck der Besinnung über das Leben“. Ebenda, S. 198.

¹⁵ Ebenda, S. 200. Zum Kontext vgl. Hanns-Georg Brose/Bruno Hildenbrand, *Biographisierung von Erleben und Handeln*, in: Dies. (Hrsg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen 1988, S. 11–30.

festumrissene Identität des Autobiographen“¹⁶. Dem entspricht das Motiv des Entwicklungs- und Bildungsromans, der in der Tradition bürgerlicher Individualitätskonstruktion die Aufgabe hatte, die Persönlichkeit des jeweiligen „Helden“ in Auseinandersetzung mit allerlei widrigen Umständen innerlich reifen, sie sodann zu sich selbst kommen zu lassen, um ihn am Ende als authentische Persönlichkeit in eine fruchtbare Interaktion mit der sozialen Umwelt treten zu lassen. Der Jugend und den „Lehr- und Wanderjahren“ folgten somit gleichsam die „Meisterjahre“, die das Ziel der Persönlichkeitsreife darstellten.

Nun wirkt heute die Vorstellung einer geschlossenen Konzeption des eigenen Selbst durch den Autobiografen eher obsolet und nicht nur die Literaturwissenschaft greift zu dekonstruktivistischen Modellen¹⁷. Insofern erscheint jeder Griff nach personaler Authentizität als konstruiert; andererseits kann es im strengen Sinne nur eine, ursprüngliche Authentizität geben, was eine Abstufung verschiedener Authentizitätskonstruktionen erlauben sollte. Dementsprechend wird im Folgenden mit Blick auf Hitler von einer „älteren“, Schicht personaler Authentizität gesprochen und von einer „jüngeren“, sekundär konstruierten Schicht. So gewendet, lässt sich das Konzept der Authentizität auf Hitlers Biografie sehr gut anwenden. Immerhin sind ja Hitlers Aufstieg, seine Machtübernahme und die gesellschaftliche Mobilisierung des NS-Regimes nicht ohne seine Massenwirksamkeit erklärbar. Deren entscheidende Ressource aber war die Zuschreibung einer unhintergehbaren personalen Authentizität, die den „Führer“ in seinen Worten und Handlungen glaubwürdig machte.

Wie notwendig es war, sich eine entsprechend politisch verwertbare Authentizität zuzulegen, hat Hitler bereits früh erkannt. Aus einer entsprechenden Re-Lektüre von „Mein Kampf“ erwächst daher zunächst die Frage, wie Hitler *vor sich selbst und für sich selbst* Authentizität gewann (II). Danach muss diskutiert werden, wie sich diese Authentizität zu seinem Durchbruch als *öffentlich wahrgenommener* Demagoge in München 1919/20 verhält (III). Ein dritter Gedankengang untersucht, welche Form der Authentizität Hitler in der Phase seines nationalen Aufstiegs seit 1929 *zugeschrieben* wurde (IV). Abschließend wird die Frage aufgeworfen, inwieweit das Authentizitätskonzept über die Person Hitlers hinaus weiterreichende Schlüsse über die *Dynamik des nationalsozialistischen Täterverhaltens* erlaubt (V).

II. Biografische Authentizität?

Was wir über Hitlers Kindheits- und Jugendjahre wissen, lässt sich in drei Aussagen zusammenfassen: Erstens litt Hitler unter einem herrischen Vater, mit dem er einen schweren, bisweilen auch gewaltsam eskalierenden Vater-Sohn-Konflikt austrug; zweitens verband ihn ein um so engeres Verhältnis mit seiner Mutter; drit-

¹⁶ Bernd Neumann, Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie, Frankfurt a. M. 1970, S. 25 u. S. 94.

¹⁷ Siehe z. B. Nadine Jessica Schmidt, Konstruktionen literarischer Authentizität in autobiographischen Erzähltexten. Exemplarische Analysen zu Christa Wolf, Ruth Klüger, Benjamin Wilkomirski und Günter Grass, Göttingen 2014, S. 63–71.

tens war er spätestens seit dem Übergang auf die Realschule ein Schulversager. Nach seinem erzwungenen Abgang von der Linzer Realschule im Jahre 1905 war er unwillig, regelmäßig und diszipliniert zu arbeiten, störrisch gegenüber den Einflussversuchen seiner Umwelt und lebte ziellos in den Tag hinein¹⁸. Wenn man nun danach fragt, wie Hitler vor dem Hintergrund dieser nicht unkomplizierten Familien- und Jugendverhältnisse personale Authentizität im Sinne eines „Beisichselbstseins“ zu erreichen suchte, dann ist „Mein Kampf“ eine vorzügliche Quelle. In dessen ersten Kapitel („Im Elternhaus“) stilisiert Hitler die äußeren Umstände seiner Kindheit und Jugend nämlich zum Bedingungs-zusammenhang seiner inneren Reifung; beides greift harmonisch ineinander und verleiht ihm das nötige Rüstzeug für sein weiteres Leben.

Seine mehrfach bezeugte soziale Unverträglichkeit behandelt Hitler im Sinne einer stolzen Stilisierung des widerspenstigen, aufsässigen Jugendlichen. So war er ein „kleiner Rädelsführer“, „nicht ‚brav‘ im landläufigen Sinne“, und Jungensstreichen nicht abgeneigt¹⁹. Dies koinzidierte mit dem Vater-Sohn-Konflikt: Folgt man „Mein Kampf“, so war der Vater geradezu besessen von dem Gedanken, den Sohn Adolf nach seinem eigenen Bilde zu formen, das heißt zu einem Beamten zu machen. Dementsprechend rationalisiert Hitler praktisch alle negativen Seiten seiner jugendlichen Entwicklung mit dem Hinweis darauf, dass er seinen Willen von klein auf gegen die Wünsche des übermächtigen Vaters behaupten musste. Gegen die väterliche Autorität reifte also die Persönlichkeit des Kindes. Dass er *kein* Beamter werden wollte, bezeichnenderweise unter anderem deswegen, weil er dann nicht mehr „Herr der eigenen Zeit“ würde sein können, stand demzufolge schon für den kleinen Hitler felsenfest²⁰. Stattdessen wusste bereits der Zwölfjährige aus „eigenem festen Entschluss“, dass er Kunstmaler werden wollte²¹. Von hier aus wird der aktenkundige Misserfolg auf der Realschule, der sich auch rückblickend nicht leugnen ließ, zum Ergebnis einer bewussten Steuerung durch die reifende Persönlichkeit. Will man „Mein Kampf“ glauben, so sabotierte Hitler die Realschule, um seinem Vater zu demonstrieren, dass der für ihn gewählte Weg eben nicht der richtige sei.

Trotz und Auflehnung in der Ich-Umwelt-Relation, das frühe Reifen im Angesicht einer „widerständigen Realität“²², das sich Regen verborgener Talente ungeachtet äußerer Hemmnisse – all das, was ja auch den bürgerlichen Entwicklungsroman ausmacht, findet sich in diesem ersten Kapitel von „Mein Kampf“ wieder. Die damit aufgeworfene Spannung zwischen dem Selbst und seinem Umfeld setzt sich in Hitlers „Wanderjahren“ fort, die er bekanntlich mit „Wiener Lehr- und

¹⁸ In „Mein Kampf“ sind dies freilich „die glücklichsten Tage, die mir nahezu als schöner Traum erschienen“. Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [16]. Die eckigen Klammern in dieser Edition bezeichnen die Paginierung der Erstauflage der beiden Bände von „Mein Kampf“.

¹⁹ Ebenda, S. [3] u. S. [6].

²⁰ Ebenda, S. [6].

²¹ Ebenda, S. [7].

²² Jürgen Jacobs, Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman. München 1972, S. 271.

Leidensjahre“ betitelte. Dass diese Stilisierung keinesfalls als autobiografische „Wahrheit“ betrachtet werden kann, ist lange bekannt. Wenig beachtet wurde aber bisher, dass sich in den autobiografischen Passagen von „Mein Kampf“ zwei sprachlich und zeitlich klar voneinander zu trennende Schichten überlagern. Die eine, ältere Schicht dokumentiert das, was sich bei genauem Lesen als Hitlers ursprüngliche Authentizität offenbart: Seine zwar limitierte, aber in gewissen Grenzen bestehende künstlerische Begabung²³ tritt in jungen Jahren bereits hervor. Sie erzeugt – wiederum in gewissen Grenzen – eine fachliche Leidenschaft und am Ende auch einen klaren Berufswunsch. Allerdings wandelte sich dieser von der zunächst erträumten Karriere als Kunstmaler zu der sodann erstrebten Tätigkeit als Baumeister. Die Klimax in dieser Entwicklung ist die Ablehnung Hitlers durch das Prüfungskollegium der Wiener Akademie der bildenden Künste:

„Nun also war ich zum zweiten Male in der schönen Stadt und wartete mit brennender Ungeduld, aber auch stolzer Zuversicht auf das Ergebnis meiner Aufnahmeprüfung. Ich war vom Erfolge so überzeugt, daß die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf. Und doch war es so. Als ich mich dem Rektor vorstellen ließ und die Bitte um Erklärung der Gründe wegen meiner Nichtaufnahme in die allgemeine Malerschule der Akademie vorbrachte, versicherte mir der Herr, daß aus meinen mitgebrachten Zeichnungen einwandfrei meine Nichteignung zum Maler hervorgehe, sondern meine Fähigkeit doch ersichtlich auf dem Gebiete der Architektur liege; für mich käme niemals die Malerschule, sondern nur die Architekturschule der Akademie in Frage. Daß ich bisher weder eine Bauschule noch sonst einen Unterricht in Architektur erhalten hatte, konnte man zunächst gar nicht verstehen. Geschlagen verließ ich den Hansenschen Prachtbau am Schillerplatz, zum ersten Male in meinem jungen Leben uneins mit mir selber. Denn was ich über meine Fähigkeit gehört hatte, schien mir nun auf einmal wie ein greller Blitz einen Zwiespalt aufzudecken, unter dem ich schon längst gelitten hatte, ohne bisher mir eine klare Rechenschaft über das Warum und Weshalb selber geben zu können. In wenigen Tagen wußte ich nun auch selber, daß ich einst Baumeister werden würde.“²⁴

Man wird nicht fehlgehen, in dieser vielzitierten zugleich die authentischste Passage von „Mein Kampf“ zu sehen. Nicht nur ist Hitler erstmals in seinem Leben „uneins mit mir selber“; aufgrund des Gesprächs mit dem Rektor der Akademie weiß er nun auch genau, was er will, nämlich „Baumeister werden“. Zwar fehlt ihm hierfür der höhere Schulabschluss, aber als er nach dem Tode seiner Mutter erneut nach Wien zurückkehrt, erwacht der „frühere Trotz“ in ihm und sein Ziel wird nun „endgültig“ ins Auge gefasst:

²³ Zu Hitlers Entwicklung als „Künstler“ und zu seinem Kunstverständnis vgl. ausführlich und eindrucksvoll Pyta, Hitler.

²⁴ Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [18].

„Ich wollte Baumeister werden, und Widerstände sind nicht da, daß man vor ihnen kapituliert, sondern daß man sie bricht. Und brechen wollte ich diese Widerstände, immer das Bild des Vaters vor Augen, der sich einst vom armen Dorf- und Schusterjungen zum Staatsbeamten emporgeschlagen [sic!] hatte. Da war mein Boden doch schon besser; die Möglichkeit des Kampfes um so viel leichter; und was damals mir als Härte des Schicksals erschien, preise ich heute als Weisheit der Vorsehung. Indem mich die Göttin der Not in ihre Arme nahm und mich oft zu zerbrechen drohte, wuchs der Wille zum Widerstand, und endlich blieb der Wille Sieger.“²⁵

Hitler verfolgt also weiter seinen „schönen Zukunftsraum“: „Ich war fest überzeugt, als Baumeister mir dereinst einen Namen zu machen.“²⁶

Freilich bleibt dieser Wille, gegen alle „Widerstände“ doch noch zum ersehnten Ziel zu kommen, in „Mein Kampf“ ohne konkrete Folge; ja er ragt als loses Ende aus der Selbsterzählung heraus und findet in Hitlers offizieller Autobiografie keine Fortsetzung mehr. Die Authentizität des Wunsches blieb jedoch bestehen, wie eine Vielzahl anderer Quellen bezeugt. Tatsächlich betätigte sich Hitler, solange es seine Mittel in Wien erlaubten, als eifriger Autodidakt, was übrigens im Rahmen des von Hitler in Anspruch genommenen Geniekults seiner Zeit als Voraussetzung für Originalität und Kreativität galt²⁷. Wie sein Jugendfreund Kubizek berichtet, führte Hitler gleichsam ein Selbststudium der Architektur durch²⁸. Und auch wenn die Quellen spärlich sind, so spricht doch vieles dafür, dass Hitler in dieser Zeit keineswegs nur dem Müßiggang verfiel, sondern in gewisser Weise systematisch „arbeitete“. Konzentriert auf die reiche Wiener Ringstraßen- und hier insbesondere auf die Theaterarchitektur, eignete sich Hitler breite architekturgeschichtliche und zeichnerische Kenntnisse an, von denen er später immer wieder zehrte. „Daß ich dabei mit Feuereifer meiner Liebe zur Baukunst diene, war natürlich. Sie erschien mir neben der Musik als die Königin der Künste: meine Beschäftigung mit ihr war unter solchen Umständen auch keine ‚Arbeit‘ sondern höchstes Glück. Ich konnte bis in die späte Nacht hinein lesen oder zeichnen, müde wurde ich da nie. So verstärkte sich mein Glaube, daß mir mein schöner Zukunftsraum, wenn auch nach langen Jahren, doch Wirklichkeit werden würde.“²⁹

²⁵ Ebenda, S. [18f.].

²⁶ Ebenda, S. [34].

²⁷ Werner Jochmann (Hrsg.), Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims, München 1982, S. 115. Vgl. Birgit Schwarz, Geniewahn. Hitler und die Kunst, Wien u. a. 2009, S. 75; Ebenda, S. 58–65 über Hitlers „Berufung zum Architekten“.

²⁸ „Er konnte oft stundenlang so ein Bauwerk ansehen und behielt so alle auch ganz nebensächlichen Kleinarbeiten im Gedächtnis.“ Zit. nach Hamann, Hitlers Wien, S. 100. Ausführlich zu Hitlers privaten, auf die Theaterarchitektur konzentrierten Wiener Studien vgl. Pyta, Hitler, S. 81–97.

²⁹ Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [33f.].

Auch in München, als er schon „Politiker“ geworden war, verwies Hitler regelmäßig auf sein älteres, prioritäres Lebensziel: 1921, in einem seiner frühesten autobiografischen Zeugnisse, schrieb er: „Ziel meiner Jugend war, Baumeister zu werden, und ich glaube auch nicht, daß, wenn mich die Politik nicht gefaßt hätte, ich mich einem anderen Beruf jemals zugewandt haben würde.“ Auch in München habe er nach wie vor das Ziel verfolgt, „Baumeister zu werden“³⁰. Und als Hitler nach seinem gescheiterten Putschversuch vor Gericht stand, äußerte er sich in dieser Hinsicht völlig konsistent: In der bayerischen Hauptstadt wollte er sich weiter „zum Baumeister“ ausbilden. Erst der – angebliche – „Entschluss“ vom 9. November 1918, „Politiker zu werden“, klärte die Situation: „Das große Schwanken in meinem Leben, ob ich mich der Politik zuwende, oder ob ich Baumeister bleibe, nahm ein Ende.“³¹

Der Schluss ist also erlaubt: Hitler war „bei sich“ – und das heißt authentisch –, wenn er sich als künstlerisch orientierter „Baumeister“ betätigen oder doch zumindest davon träumen konnte. Dabei spielt es keine Rolle, dass sein Kunstverständnis einem schwülstigen Neoklassizismus verhaftet blieb. Tatsächlich stand er der im Wien der Vorkriegszeit so präsenten Moderne verständnislos gegenüber und konstruierte sie später als antisemitisch unterlegtes und fanatisch gehasstes Feindbild³². Ebenso wenig bedeutsam ist es für die hier verfolgte Fragestellung, dass Hitler zu keinem Zeitpunkt irgendwelche Anstalten machte, sich tatsächlich zum Baumeister oder Bauzeichner ausbilden zu lassen. Häufig genug ist darauf hingewiesen worden, dass er die regelmäßige, von außen disziplinierte Arbeit scheute und sich stattdessen allzu oft dem Müßiggang hingab und die Gründe für sein Scheitern stets bei anderen, niemals aber bei sich selbst suchte. Nicht zufällig – und wohl mit dem empathischen Scharfblick dessen, der in ähnliche Abgründe geblickt hatte, – erkannte Thomas Mann in Hitlers Biografie eine typische, wenn gleich „verhunzte“ „Erscheinungsform des Künstlertums. [...] Es ist, auf eine gewisse beschämende Weise, alles da: die ‚Schwierigkeit‘, Faulheit und klägliche Undefinierbarkeit der Frühe, das Nichtunterzubringensein, das Was-willst-du-nun-eigentlich?, das halb blöde Hinvegetieren in tiefster sozialer und seelischer Boheme, das im Grunde hochmütige, im Grunde sich für zu gut haltende Abweisen jeder vernünftigen und ehrenwerten Tätigkeit.“³³

³⁰ Hitler an einen Unbekannten, 29. 11. 1921, in: Eberhard Jäckel/Axel Kuhn (Hrsg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905–1924, Stuttgart 1980, Dok. Nr. 325, S. 525 f. Nach Anton Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München 1913–1923, überarbeitete und um die Jahre 1920–1924 erw. Neuauflage, München 2000, S. 91–94, handelte es sich bei dem Adressaten um Dr. Emil Gansser, einen Bekannten Dietrich Eckarts. Hier ist der Brief im Faksimile abgedruckt.

³¹ Lothar Gruchmann/Reinhard Weber (Hrsg.), Der Hitler-Prozess 1924. Wortlaut der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht München I, Teil 1: 1.–4. Verhandlungstag, in: Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, München 1997, S. 19 u. S. 21.

³² Vgl. hierzu Hamann, Hitlers Wien, S. 87–119.

³³ Thomas Mann, Bruder Hitler, in: Ders., Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 12: Reden und Aufsätze, Frankfurt a. M. 1990, S. 845–852, hier S. 848.

Weitaus wichtiger ist jedoch, dass sich Hitler in „Mein Kampf“ immer dann präzise und folgerichtig äußerte, wenn es um seinen beruflichen „Zukunftstraum“ ging. Die entsprechenden Textstellen lassen sich durch andere Belege leicht verifizieren und ziehen eine konsistente Linie zunächst in Hitlers Biografie, später dann auch in seinen Selbstreflexionen – bis hin zu den Monologen im Führerhauptquartier. So bekundete Hitler im April 1942 gegenüber Hermann Giesler, „daß er primär Künstler sei und dadurch als Architekt und Baumeister an die Gründlichkeit und den organischen Aufbau gewöhnt sei“³⁴. Bei anderer Gelegenheit berichtete er, er habe sich in Wien an öffentlichen Ausschreibungen für den Neubau der Königlichen Oper in Berlin beteiligt³⁵. Und noch 1944 war er stolz auf seine Fähigkeit, „aus dem Handgelenk z. B. den Grundriß eines Theatergebäudes aufs Papier zu werfen. [...] Das ist alles ausschließlich das Ergebnis meines damaligen Studiums.“³⁶ Mithin offenbart sich hier in Hitlers Selbstbild die ältere Schicht einer als authentisch reklamierten Persönlichkeitsbildung, die ganz auf das berufliche Traumziel des Künstler-Baumeisters gerichtet war. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch Hitlers Biografie und ist von den frühesten Quellen über „Mein Kampf“ bis hin zu sehr späten Zeugnissen nachweisbar.

Schwammig, weitschweifig und widersprüchlich werden die autobiografischen Passagen in „Mein Kampf“ dagegen, wenn es um die programmatisch-ideologische Grundlegung der Person geht³⁷. Ganz offenkundig handelt es sich bei ihnen um eine jüngere Text- und Erfahrungsebene, die demzufolge auch eine anders gelagerte Rolle spielte, wenn es für den jungen Hitler darum ging, Authentizität zu gewinnen.

Denn aus der Sicht des in der Landsberger Festungshaft einsitzenden, gescheiterten Putschisten, der ein politisches Comeback anstrebte, genügte es natürlich nicht, personale Authentizität allein aus seinen unvollendeten Ambitionen als Baumeister zu gewinnen. Um an seine Erfolge bis 1923 anzuknüpfen, brauchte Hitler vielmehr eine ideologisch gefestigte und politisch verwertbare Authentizität. Eine solche hatte sich bereits in der agitatorischen Praxis der Münchner Nachkriegsjahre herausgebildet³⁸, und „Mein Kampf“ bot nun das zu ihr passende biografische Narrativ: Inspiriert durch seinen Geschichtslehrer habe er sich, so Hitler rückblickend, vor allem für Geschichte interessiert. Auch hier kommt es zu einem raschen Prozess innerer Reifung. So wurde ihm „der große Heldenkampf [von 1870/71] zum größten inneren Erlebnis“, wie Hitler in deutlicher Anspielung auf den von ihm bewunderten Ernst Jünger schreibt³⁹. Und zu den geschichtlichen Lehren gehörte es ebenso, „daß die Sicherung des Deutschtums die Ver-

³⁴ Pyta, Hitler, S. 287.

³⁵ Vgl. Monologe im Führerhauptquartier, 29. 11. 1941, S. 115; Schwarz, Geniewahn, S. 77–79.

³⁶ Aufzeichnung eines Gesprächs auf dem Obersalzberg vom 12. 3. 1944, zit. nach Hamann, Hitlers Wien, S. 101.

³⁷ Vgl. hierzu ausführlich Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 42–46 u. S. 96 f.

³⁸ Vgl. hierzu nach wie vor grundlegend Albrecht Tyrell, Vom ‚Trommler‘ zum ‚Führer‘. Der Wandel von Hitlers Selbstverständnis zwischen 1919 und 1924 und die Entwicklung der NS-DAP, München 1975.

³⁹ Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [4].

nichtung Österreichs voraussetzte“⁴⁰. Zu dieser Einsicht kam Hitler schon „in frühester Jugend“ und zog die entsprechende Konsequenz: „Ich wurde Nationalist.“ „Ich war zum fanatischen ‚Deutschnationalen‘“ bzw. „zum jungen Revolutionär“ geworden⁴¹.

Nach der inneren Reifung im Elternhaus folgt also die Stählung der Persönlichkeit im Kampf mit der widrigen Umwelt. Das materielle Elend, in das ihn in Wien sein eigener sozialer Bankrott führt, stilisiert Hitler in „Mein Kampf“ als glückliche Fügung: Die Notzeit habe ihn gelehrt, intensiv die politisch-sozialen Verhältnisse und Zusammenhänge zu studieren. Das betraf die „soziale Frage“ ebenso wie die „Judenfrage“, die Arbeiterbewegung ebenso wie den „Marxismus“. Durch eine Mischung aus Lektüre und teilnehmender Beobachtung sei er etwa zu der Erkenntnis gekommen, dass die sozialdemokratischen Arbeiter ihren jüdischen Verführern entzogen und in die Nation eingegliedert werden müssten. Möglicherweise müsse dies durch die Anwendung von Gewalt geschehen. Folgt man „Mein Kampf“, so hatte Hitler jedenfalls am Ende der Wiener Wanderjahre das „granitene Fundament meines derzeitigen Handelns“ erworben: In Wien war er nicht mehr nur Nationalist und Revolutionär geblieben, sondern – nach langem inneren „Seelenkampf“ – auch „fanatischer“ Antisemit geworden. Als solcher, weltanschaulich gleichsam „fertiger“ Charakter und unter dem Eindruck von Kriegsniederlage und Revolution beschloss Hitler dann in der Nacht vom 9. November 1918 – glaubt man „Mein Kampf“ –, „Politiker zu werden“⁴².

Das ungefähr ist die politisch-ideologische Authentizität, die Hitler in „Mein Kampf“ für sich reklamierte und von der er künftig bis zum Ende zehrte. Demzufolge war er schon während seiner Wiener Jahre politisch „zu sich selbst“ gekommen. Auch später betonte er stets die damals bereits grundgelegte, eben authentische Unerschütterlichkeit seiner Anschauungen – eine Unerschütterlichkeit, die Kritiker schon zeitgenössisch aufs Korn nahmen und die man mit Fest auch als „Phänomen früher Erstarrung“ bezeichnen kann⁴³. Im Lichte der dargelegten Argumentation und im Einklang mit der jüngeren Forschung spricht indes alles dafür, dass es sich bei dieser politisch-ideologischen Authentizität um eine zielgerichtete sekundäre Konstruktion handelt. Zwar enthält „Mein Kampf“ zweifelsfrei diverse ideologische Expost-Rationalisierungen der Wiener Eindrücke. Faktisch aber war Hitler bis 1914 nichts anderes als eine vagabundierende und ungesicherte Künstlerexistenz ohne feste politische Weltanschauung⁴⁴. Insbesondere sind von Hitler keine frühen antisemitischen Äußerungen bekannt. Bekannt ist vielmehr, dass er durchaus freundlichen Umgang mit Juden hatte, beginnend mit Eduard Bloch, dem Arzt seiner Mutter⁴⁵. Erst im Verlauf des Sommers 1919 scheint er sich vertieft mit antisemitischen Inhalten auseinandergesetzt zu haben

⁴⁰ Ebenda, S. [14].

⁴¹ Ebenda, S. [8], S. [10] u. S. [12].

⁴² Ebenda, S. [20], S. [60] u. S. [217].

⁴³ Fest, Hitler, S. 725.

⁴⁴ Vgl. so die Forschungsliteratur und die verfügbaren Quellen resümierend, Pyta, Hitler, S. 99–129.

⁴⁵ Vgl. Ullrich, Adolf Hitler, Bd. I, S. 40 f. Kritisch abwägend Kershaw, Hitler, Bd. I, S. 99–104.

und selbst sein berühmter Brief an Adolf Gemlich vom September 1919, das erste fulminant antisemitische Dokument aus der Feder Hitlers, muss keineswegs unbedingt als authentische Meinungsäußerung gelesen werden. Vielmehr handelte es sich um eine Arbeit im Auftrage seines Mentors Karl Mayr, welche die damals in Bayern gängigen antisemitischen Motive zusammenfasste⁴⁶. Hitler brauchte in dieser Phase im Grunde nur zu resümieren, was andernorts bereits vielfach formuliert worden war, um Gehör zu finden und seinen Auftrag „richtig“ durchzuführen. Vieles spricht also dafür, dass die ideologische Fundierung seines rassistischen Weltbilds überhaupt erst zu dieser Zeit, das heißt in München nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte. Und selbst instrumentelle Züge seiner antisemitischen Ausfälle sind nicht völlig auszuschließen. So soll Hitler zum Beispiel noch im Mai 1923 gegenüber britischen Gesprächspartnern erklärt haben, „that his anti-Semitic ravings are solely for advertising purpose“⁴⁷.

Ganz anders dagegen die Situation 1924: Jetzt benötigte Hitler für sein angestrebtes politisches Comeback eine glaubwürdige politisch-weltanschauliche Authentizität. In der Landsberger Festungshaft, wo er mit seinen Anhängern, vor allem Rudolf Heß, über sich und seine Zukunftsperspektiven diskutieren konnte, brachte er diese nunmehr sekundär konstruierte Authentizität zu Papier. Aus politisch-strategischen Gründen überschrieb er somit endgültig die ältere, gewissermaßen ursprünglichere personale Authentizität seiner jungen Jahre: als künstlerisch ambitionierter (Möchtegern-)Baumeister⁴⁸. Vor diesem Hintergrund gewinnen die Umstände, unter denen er 1919 in München seine politische Karriere begann, besonderes Interesse.

III. Auf der Suche nach politischer Authentizität

Es ist auffällig, dass „Mein Kampf“ für den Ersten Weltkrieg und die kritische Zeit zwischen Hitlers Rückkehr nach München am 21. November 1918 und dem Beginn seiner politischen Tätigkeit ein knappes Jahr später fast keine biografischen Informationen enthält. Für den Weltkrieg ist nachgewiesen worden, dass Hitlers Selbststilisierung, wie er sie insbesondere in „Mein Kampf“ vornahm, eine ex post erfundene Konstruktion ist. Um politisch-propagandistische Authentizität zu gewinnen, porträtierte er sich hier als glühender Patriot, ja Nationalist, der den Krieg aktiv kämpfend an der Front bestand und hier, gleichsam in den Stahlgewittern der Kämpfe, seine schon zuvor grundgelegte Weltanschauung endgültig festigte⁴⁹. In Wahrheit aber war hier kaum etwas Authentisches zu finden. Denn tat-

⁴⁶ Vgl. Adolf Hitler an Adolf Gemlich, 16. 9. 1919, in: Jäckel/Kuhn (Hrsg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen, Dok. Nr. 61, S. 88–90. Siehe dazu Othmar Plöckinger, Unter Soldaten und Agitatoren. Hitlers prägende Jahre im deutschen Militär 1918–1920, Paderborn 2013, S. 331–338; zu Mayr vgl. S. 400f.

⁴⁷ Memorandum on the Hitler Movement in Bavaria, zit. nach Plöckinger, Frühe biografische Texte, S. 97.

⁴⁸ Zu den Entstehungsbedingungen von „Mein Kampf“ siehe Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. I, S. 13–20, sowie Plöckinger, Geschichte eines Buches.

⁴⁹ Vgl. Pyta, Hitler, S. 223–226.

sächlich reduzierten sich Hitlers Feindberührungen auf nur zwei Episoden: jeweils im Oktober 1914 in Flandern und 1916 an der Somme. Von seinen Kameraden im List-Regiment wurde er daher eher kritisch als als „Etappenschwein“ beäugt, denn als tapferer Draufgänger verehrt. Auch von einer irgendwie gearbeteten besonderen politischen Mission schweigen die Quellen. Insgesamt muss daher die ältere Auffassung, der spätere „Führer“ und Demagoge Hitler sei durch den Ersten Weltkrieg geradezu „erschaffen“ worden, revidiert werden. Dominant scheint vielmehr ein attentistisch-opportunistisches Verhalten gewesen zu sein, das die Gefahren minimierte und die Überlebenschancen maximierte⁵⁰.

Diese opportunistische Grundhaltung setzte Hitler auch nach seiner Rückkehr nach München fort, was er freilich in „Mein Kampf“ zu kaschieren suchte. Eine der wenigen konkreten Angaben, die Hitler hier machte, die Mitteilung nämlich, er sei nach Traunstein versetzt worden und erst im März 1919 nach München zurückgekehrt, ist nachweislich falsch. Vielmehr war seine Einheit bereits im Januar 1919 wieder in München⁵¹. Offensichtlich erfand Hitler diese Abwesenheit von München, um jeden Eindruck einer politischen Nähe zu Kurt Eisners Bayerischer Republik auszuschließen. Faktisch freilich stand er der Münchner Revolutionsregierung keineswegs so ablehnend gegenüber, wie er in „Mein Kampf“ glauben machen wollte. Möglicherweise zeigen ihn Filmaufnahmen als Teilnehmer am Trauerzug für den ermordeten Kurt Eisner am 26. Februar 1919⁵². Am 3. April 1919 ließ sich Hitler zum Vertrauensmann seiner Demobilmachungskompanie wählen und am 14. April erfolgte seine Wahl zum Ersatz-Bataillonsrat⁵³. In „Mein Kampf“ findet man zu diesen aktenkundigen Vorgängen kein Wort. Zwar muss man daraus nicht schließen, Hitler sei nun zum „Funktionär im Räderwerk der kommunistischen Weltrevolution“ geworden⁵⁴. Auch muss man ihm keine besonderen politischen Sympathien für die Sozialdemokratie andichten, wie dies Hitlers Gegner schon zeitgenössisch versuchten⁵⁵. Aber der fanatische Gegner der „Novemberverbrecher“, als den er sich später gerne stilisierte, kann Hitler auch nicht gewesen sein.

⁵⁰ Vgl. insgesamt hierzu Weber, Hitlers erster Krieg.

⁵¹ Vgl. Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. I, S. 560, Anm. 4; Kershaw, Hitler, Bd. I, S. 160; vgl. jetzt auch Weber, Wie Adolf Hitler zum Nazi wurde, S. 56.

⁵² Guido Knopp/Maurice Philip Rémy, Hitler. Eine Bilanz, DVD 1995. Vgl. Weber, Hitlers erster Krieg, S. 332; Ullrich, Adolf Hitler, Bd. 1, S. 97. Kritisch demgegenüber Plöckinger, Soldaten und Agitatoren, S. 43. Ob die fragliche Person tatsächlich Hitler ist, lässt sich nicht zweifelsfrei feststellen. Völlig unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, beschloss doch der Vollzugsausschuss des Landessoldatenrats am 25. 2. 1919, dass auch die Demobilmachungseinheit, der Hitler angehörte, 25 Mann zur Trauerparade abstellen sollte. Siehe Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 205.

⁵³ Vgl. ebenda, S. 198 f. (Joachimsthaler datiert Hitlers Wahl schon auf Mitte Februar) u. S. 210; Plöckinger, Soldaten und Agitatoren, S. 42–46.

⁵⁴ Ralf Georg Reuth, Hitlers Judenhass. Klischee und Wirklichkeit, München 2009, S. 94.

⁵⁵ Vgl. Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 199–202. Joachimsthaler hält es selbst für wahrscheinlich, dass Hitler zu dieser Zeit Sympathien für die Mehrheitssozialdemokraten hatte. Siehe ebenda, S. 203; Konrad Heiden, Adolf Hitler. Eine Biographie, Bd. I: Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit, Zürich 1936, S. 83 f.

Vielmehr handelte Hitler durchweg opportunistisch und bediente sich hierzu eines kalkulierten politischen Attentismus⁵⁶. Dies dürfte ihm um so leichter gefallen sein, als er eben noch über keine fertige „Weltanschauung“ und infolgedessen auch über keine politisch-ideologische Authentizität verfügte. Gänzlich anders als er in „Mein Kampf“ darlegte, ging es Hitler in der ersten Jahreshälfte 1919 keineswegs darum, „Politiker“ zu sein, sondern ihn plagten schlicht ganz konkrete Zukunftsängste: Ohne Familie, ohne Berufsausbildung, durch den Krieg aus seinem bescheidenen Broterwerb als Aquarellmaler herausgerissen und inzwischen auch nicht mehr der Jüngste, drohte Hitler der Rückfall in die notorische Erfolglosigkeit und Armut, die er in Wien kennen und hassen gelernt hatte. „In dieser Zeit war Hitler bereit, sich mit jedem einzulassen, der ihm freundlich gesinnt war. [...] Er hätte für einen jüdischen oder französischen Arbeitgeber genau so gern gearbeitet, wie für einen Arier. Als ich ihn das erste Mal traf, glich er einem müden streunenden Hund, der nach einem Herrn suchte. Wie immer ihn phantasievolle Publizisten jetzt beschreiben mögen – zu jener Zeit war er gegenüber dem deutschen Volk und seinem Schicksal vollständig gleichgültig.“⁵⁷

Diese Charakterisierung wird dem Hauptmann Karl Mayr zugeschrieben, der im Juni 1919 Hitlers Vorgesetzter, später aber zu seinem politischen Gegner wurde⁵⁸. Sie mag zwar überzogen und in ihrem Quellenwert strittig sein, aber sie dürfte der Wahrheit wesentlich näher kommen als Hitlers Selbststilisierung in „Mein Kampf“. Und selbst hier finden sich noch die Spurenelemente der Existenzsorgen, die Hitler im März/April 1919 plagten: „In dieser Zeit jagten in meinem Kopfe endlose Pläne einander. Tagelang überlegte ich, was man nur überhaupt tun könne, allein, immer war das Ende jeder Erwägung die nüchterne Feststellung, daß ich als Namenloser selbst die geringste Voraussetzung zu irgendeinem zweckmäßigen Handeln nicht besaß.“⁵⁹ Hitlers nächstliegendes Ziel musste es daher sein, so lange wie irgend möglich bei der Reichswehr bleiben zu können und damit seine Existenzgrundlage zu bewahren⁶⁰. Da die weitere Entwicklung nicht absehbar war, verhielt er sich opportunistisch und hängt in politischer Hinsicht

⁵⁶ Der Begriff des Attentismus auch bei Ludolf Herbst, *Hitlers Charisma. Die Erfindung eines deutschen Messias*, Frankfurt a. M. 2011, S. 96. Vgl. insgesamt jetzt auch Weber, *Wie Adolf Hitler zum Nazi wurde*.

⁵⁷ Anonym, *I was Hitler's Boss. By a Former Officer of the Reichswehr*, in: *Current History* 1 (1941), S. 193–199, hier S. 193.

⁵⁸ Zur Quellenproblematik vgl. Plöckinger, *Soldaten und Agitatoren*, S. 102, Anm. 11. Zu Mayr vgl. Benjamin Ziemann, *Hitler's Turncoat Tutor*, in: *History Today* (2013), S. 42–49; ders., *Wanderer zwischen den Welten. Der Militärkritiker und Gegner des verschiedenen Pazifismus Major a.D. Karl Mayr (1883–1945)*, in: Wolfram Wette (Hrsg.), *Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871–1933*, Bremen 1999, S. 273–285.

⁵⁹ Hitler, *Mein Kampf. Eine kritische Edition*, Bd. I, S. [218]. Diese Textstelle ist in einem Kontext politischer Aktivität platziert. Es ist aber wahrscheinlicher, dass sie die banalen materiellen Sorgen widerspiegelt, die Hitler zu dieser Zeit umgetrieben haben müssen.

⁶⁰ Die überragende Bedeutung, die das Motiv der Existenzsicherung und Versorgung für die Mitglieder der Regierungstruppen im Jahre 1919 hatte, ist jüngst herausgearbeitet worden von Peter Keller, *„Die Wehrmacht der Deutschen Republik ist die Reichswehr“*. Die deutsche Armee 1918–1921, Paderborn 2014, v. a. S. 117–124.

sein Fähnchen nach dem Wind. Erst nach der gewaltsamen Niederschlagung der zweiten Münchner Räterepublik begannen sich die Fronten zu klären, und schon am 9. Mai 1919 agierte Hitler erneut auf der „richtigen“ Seite, diesmal nämlich als Mitglied einer internen „Entlassungs- und Untersuchungskommission“, die das Verhalten seiner Regimentskameraden während der beiden Räterepubliken durchleuchtete⁶¹. Hier tat er sich durch die Denunziation seines früheren Kollegen im Bataillonsrat, Georg Dufter, hervor, den er als „ärgste[n] und radikalste[n] Hetzer des Regiments“ bezeichnete⁶². Immerhin diese Tätigkeit fand er auch in „Mein Kampf“ der Erwähnung wert⁶³. Sie bewahrte ihn höchstwahrscheinlich davor, aus der Reichswehr entlassen zu werden. Während nämlich seine Demobilisationskompanie aufgelöst wurde, konnte Hitler bleiben und wurde zur Abwicklungsstelle des 2. Infanterie-Regiments kommandiert⁶⁴.

Erstmals in seinem Leben erfuhr Hitler hier so etwas wie eine systematische politische „Schulung“. Vor eine schwierige, unübersichtliche Situation gestellt, mit einer Münchner Garnison, die „völlig desorganisiert und noch mit kommunistischen und spartakistischen Ideen durchsetzt“ war⁶⁵, startete nämlich das Reichswehr-Gruppenkommando IV eine großangelegte Propagandaoffensive. Ihre Durchführung überließ der Oberkommandierende, Generalmajor Arnold Ritter von Möhl, weitgehend dem damals rechtsradikal eingestellten Leiter der Nachrichten- und Aufklärungsabteilung des Gruppenkommandos IV, Hauptmann Karl Mayr. Er war es, der Hitler für diese Aufgabe „entdeckte“ und damit zu einem der „Geburtshelfer“ seiner Karriere wurde⁶⁶.

Vom 10. bis 19. Juli 1919 fand der dritte „Aufklärungs- und Rednerkurs“ statt – einer für Offiziere, einer für Unteroffiziere und Mannschaften, für welche letzteren Hitler abgestellt worden war. Die Kurse richteten sich an „durchaus zuverlässige, gesinnungsreine Leute“. Als Vorbedingungen wurden formuliert: „reifere Alter, scharfer natürlicher Verstand, Zuverlässigkeit“⁶⁷. Mit seiner Tätigkeit in der internen „Entlassungs- und Untersuchungskommission“, vielleicht auch mit der Denunziation Georg Dufters, hatte sich Hitler für seine Abstellung zu diesem Kurs qualifiziert. Unter anderem hörte er hier den Historiker Karl Alexander von Müller⁶⁸, vor allem aber Gottfried Feder und dessen Theorie von der „Brechung der Zinsknechtschaft“. In Landsberg bekundete Hitler, Feders Ausführungen hätten ihn zutiefst beeindruckt und ihn dazu veranlasst, sich „in gründlicher Weise“

⁶¹ Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 218f.; Plöckinger, *Soldaten und Agitatoren*, S. 344f.

⁶² Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 212.

⁶³ Vgl. Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [218f.].

⁶⁴ Vgl. Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, S. 100; Ernst Deuerlein, *Hitlers Eintritt in die Politik und die Reichswehr*, in: *VfZ* 7 (1959), S. 177–191.

⁶⁵ Schreiben Ernst von Oven an das Reichswehrministerium Berlin, Mai 1919, zit. nach Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 221.

⁶⁶ Hellmuth Auerbach, *Hitlers politische Lehrjahre und die Münchener Gesellschaft 1919–1923. Versuch einer Bilanz anhand der neueren Forschung*, in: *VfZ* 25 (1977), S. 1–45, hier S. 18.

⁶⁷ Plöckinger, *Soldaten und Agitatoren*, S. 107.

⁶⁸ Vgl. Matthias Berg, *Karl Alexander von Müller. Historiker für den Nationalsozialismus*, Göttingen 2014, S. 91f.

mit wirtschaftlichen Zusammenhängen zu befassen⁶⁹. Kurz darauf wurde Hitler zu einem größer geplanten, in der Wirkung freilich limitierten „Aufklärungskommando“ im Durchgangslager Lechfeld abgestellt, das sich am 19. August 1919 zusammenfand.

Hier, im Lechfeld, hatte Hitler Gelegenheit, sich weitaus systematischer als bisher mit dem Propagandaschrifttum seiner Zeit vertraut zu machen. Themen der insbesondere durch den „Heimatsdienst Bayern für Ordnung, Recht und Aufbau“ verteilten Flugschriften waren Bolschewismus und Revolution, Weltkrieg und Kriegsniederlage. Auch antisemitische Bezüge fehlten nicht⁷⁰. Ganz offenkundig fand Hitler jetzt erst ein ideologisches Fundament, das ihm weltanschauliche, aber vor allem soziale Orientierung ermöglichte. Denn schon kurz nach seiner Ankunft im Durchgangslager Lechfeld begann er mit seinen Kameraden über das gerade Gelesene zu reden und zog damit binnen kurzem die Aufmerksamkeit auf sich. Ende August 1919 gab es erste Berichte über Hitlers Rednertalent. Manchem erschien er nun geradezu als „ein geborener Volksredner, der durch seinen Fanatismus und sein populäres Auftreten in einer Versammlung die Zuhörer unbedingt zur Aufmerksamkeit und zum Mitdenken zwingt“⁷¹. Dies war die Geburt des berühmten „Bildungsoffiziers“ Adolf Hitler, über die er selbst in „Mein Kampf“ berichtet, obgleich dieser militärische Grad gar nicht existierte⁷².

Wie groß die Wirkung von Hitlers Reden in diesen Wochen des August und September 1919 genau war, bleibt unsicher⁷³. Entscheidend ist aber etwas anderes: Hitler beendete erst in dieser Zeit, im Spätsommer 1919, seine bis dahin bestehende ideologische Indifferenz. Erst jetzt streifte er seinen politischen Attentismus ab. Er dürfte dies aus zwei Gründen getan haben: Erstens war eine solche Parteinahme nunmehr ohne großes Risiko, hatten sich doch die Fronten geklärt. Es war gerade der Hitlersche Opportunismus, den die gegenrevolutionäre Welle in Bayern dazu motivieren konnte, eine völkisch-nationalistische Position zu beziehen. Noch viel wichtiger war es jedoch zweitens, dass Hitler mit dieser Position erstmals überhaupt in seinem Leben so etwas wie „Erfolg“ verzeichnen konnte. In der Entwicklung seiner Persönlichkeit verblasste jetzt erst der ältere, authentische Wunsch, Baumeister zu werden, zugunsten einer neuen Form des „Zu-sich-selbst-Kommens“. Sie bestand im Betreten der Rednerbühne, in der auf ihr gehaltenen politischen Hetzrede und in der Akklamation des Publikums. In „Mein Kampf“ hat sich die Spur dieser unverhofften biografischen Wendung erhalten:

„Ich begann mit aller Lust und Liebe. Bot sich mir doch jetzt mit einem Male die Gelegenheit, vor einer größeren Zuhörerschaft zu sprechen; und was ich früher

⁶⁹ Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [220f.] u. S. [226] (Zitat).

⁷⁰ Siehe Plöckinger, *Soldaten und Agitatoren*, S. 240–248.

⁷¹ Bericht vom 23. 8. 1919, zit. nach ebenda, S. 125.

⁷² Vgl. Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [226].

⁷³ Plöckinger, *Soldaten und Agitatoren*, S. 126, warnt vor einer Überschätzung der Meldungen über Hitlers Erfolge, da sie „zielgerichtet und selektiv verfasst wurden“.

immer, ohne es zu wissen, aus dem reinen Gefühl heraus einfach angenommen hatte, traf nun ein: ich konnte ‚reden‘. Auch die Stimme war schon soviel besser geworden, daß ich wenigstens in kleinen Mannschaftszimmern überall genügend verständlich blieb. Keine Aufgabe konnte mich glücklicher machen als diese, denn nun vermochte ich noch vor meiner Entlassung in der Institution nützliche Dienste zu leisten, die mir unendlich am Herzen gelegen hatte, im Heere. Ich durfte auch von Erfolg sprechen. Viele Hunderte, ja wohl Tausende von Kameraden habe ich im Verlaufe meiner Vorträge wieder zu ihrem Volk und Vaterland zurückgeführt. Ich ‚nationalisierte‘ die Truppe und konnte auf diesem Wege auch mithelfen, die allgemeine Disziplin zu stärken.⁷⁴

Für die historische Beurteilung ist es unerheblich, dass Hitler die Chronologie seiner Tätigkeit als „Bildungsoffizier“ unbewusst oder beabsichtigt durcheinanderbringt⁷⁵. Wichtig in unserem Zusammenhang ist allein die Tatsache, dass der spätere „Führer“ zwischen August 1919 und Frühjahr 1920 eine neue, gleichsam sekundäre Authentizität gewann, das heißt in einer neuen, ganz unerwarteten Form „bei sich selbst“ war. Erstmals in seinem Leben hatte Hitler Erfolg; erstmals gewann er ein Publikum; erstmals stellte er etwas dar – und dies ausschließlich als radikaler Agitator mit nationalistischen und antisemitischen Phrasen.

Genuine Authentizität im Sinne des „Beisichselbstseins“ gewann Hitler damit allerdings noch nicht. Vielmehr galt es diese erst nachträglich herzustellen, zu konstruieren und zu propagieren. Das Mittel hierzu war die autobiografische Stilisierung, wie sie Hitler in „Mein Kampf“ durchführte. „Mein Kampf“ sollte nach außen dokumentieren, wie Hitler sich selbst politisch-ideologisch treu blieb, damit als authentische Person gelten konnte und entsprechende Anerkennung verdiente. Eine solche Authentizität aus den Versatzstücken einer gescheiterten Biografie zu konstruieren, bildete für den Hitler des Jahres 1924, dessen Zukunft mehr als unsicher war, die einzig sichere Basis seiner Autobiografie. Diese Authentizität des politischen Demagogen überformte denn auch die ältere Schicht seiner „eigentlichen“, letztendlich auch unverfälschteren, auf künstlerische und architektonische Verwirklichung gerichteten Authentizität. Aus diesem Grund, das heißt, um politisch möglichst glaubwürdig zu erscheinen, versetzte Hitler in Landsberg sein politisch-ideologisches Erwachen, die Entstehung seiner „granitenen“ Weltanschauung, also auch seinen unverrückbaren Rassenantisemitismus, von der konstitutiven Phase 1919/20 in die Wiener Zeit zurück. Wie sich einer kritischen Lektüre von „Mein Kampf“ erschließt, überlagern sich beide Schichten in den autobiografischen Teilen und vermengen sich bis zur Unkenntlichkeit.

Dafür, dass Hitlers Biografie und seine Identität auf einer älteren und ursprünglicheren, nämlich künstlerischen, und auf einer später sekundär konstru-

⁷⁴ Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [227].

⁷⁵ Zum Problem der Chronologie vom August 1919 bis zum Frühjahr 1920 vgl. Plöckinger, *Soldaten und Agitatoren*, S. 170–178. Hitler selbst hat in „Mein Kampf“ ein weiteres Erlebnis der Entdeckung seines Rednertalents erwähnt, nämlich die Versammlung der DAP am 16. 10. 1919; vgl. Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [377].

ierten, nämlich politisch-ideologischen Authentizität ruhten, sprechen auch die anderen Quellen. Insbesondere wollen Hitlers mehrfache Bekundungen, er sei gegen seinen Willen „Politiker“ geworden – „Ich würde, hätte sich ein anderer gefunden, nie in die Politik geraten sein; ich wäre Künstler oder Philosoph geworden“ – vor diesem Hintergrund ernst genommen werden⁷⁶. „Ich will Baumeister sein. Feldherr bin ich wider Willen“, so stellte er gelegentlich fest⁷⁷. Den gleichen Geist atmen die Gespräche, die Hitler als „Führer und Reichskanzler“ mit seinem Jugendfreund August Kubizek hatte. 1939 und 1940 folgte Kubizek einer persönlichen Einladung Hitlers nach Bayreuth, wo beide in Erinnerung an vergangene Linzer und Wiener Tage schwelgten. Glaubt man Kubizek, so begeisterte sich Hitler an seinen früheren Plänen zum Umbau der Stadt Linz und an seinen künftigen Vorhaben als oberster Baumeister des Großdeutschen Reichs. „Dieser Krieg nimmt mir meine besten Jahre“, so habe er seinem Jugendfreund am 23. Juli 1940 mitgeteilt. „Sie wissen, Kubizek, wieviel ich noch vor mir habe, was ich noch bauen will. Das möchte ich aber selbst erleben, verstehen Sie mich? Sie wissen am besten, wie viele Pläne mich von Jugend auf beschäftigten. Nur wenig davon konnte ich bisher in die Tat umsetzen. Noch habe ich unerhört viel zu tun.“ Und es folgte eine Suada mit „jener seltsam erregten, von Ungeduld bebenden Stimme“, die Kubizek aus der Jugendzeit kannte. Hitler erläuterte seine großen Zukunftsprojekte: Autobahnen, Schifffahrtswege, Modernisierung der Reichsbahn und vieles andere⁷⁸.

Man sollte diese und andere Zeugnisse von Hitlers Bau- und Architekturplänen ernst nehmen. Der Blick auf Hitlers Persönlichkeit verändert sich, wenn man in seinen Plänen, Nürnberg, Berlin, Linz und im Grunde das ganze Großdeutsche Reich umzubauen, nicht nur Megalomanie und diktatorischen Machtanspruch am Werke sieht⁷⁹. Vielmehr offenbarten diese Pläne jene frühe, ganz personale Authentizität, von der oben die Rede war und die in den autobiografischen Teilen von „Mein Kampf“ als ältere textuelle Schicht fortbestand. Angesichts des nahenden Todes kehrte Hitler zu den authentischen Träumen seiner Kindheit und Jugend zurück – ein bekanntes psychologisches Phänomen. Eine solche Perspektive lässt dann auch die gespenstisch-bizarre Atmosphäre während der letzten Wochen im Führerbunker der Reichskanzlei in einem neuen Licht erscheinen, als Hitler sich das Modell eines monumentalisch wieder errichteten Linz aufbauen ließ und dort viele Stunden verharnte⁸⁰.

⁷⁶ Hitler, Monologe im Führerhauptquartier, 25./26. 1. 1942, S. 234.

⁷⁷ Ebenda, 21./22. 10. 1941, S. 101.

⁷⁸ Kubizek, Adolf Hitler, S. 288. In die gleiche Richtung gehen die Erinnerungen von Hermann Giesler, Ein anderer Hitler. Bericht seines Architekten Hermann Giesler. Erlebnisse, Gespräche, Reflexionen, Leoni 1978.

⁷⁹ Vgl. Jochen Thies, Architekt der Weltherrschaft. Die „Endziele“ Hitlers, Düsseldorf 1976.

⁸⁰ Vgl. Giesler, Ein anderer Hitler, S. 478–480; vgl. auch auf der Basis der verfügbaren Quellen Kershaw, Hitler, Bd. II, S. 1005f.

IV. Hitlers zugeschriebene Authentizität

Die bis hierher ausgeführte These lautet: Der Wunsch des jungen Hitler, zunächst Kunstmaler, dann aber vor allem Baumeister zu werden, begründete die erste Schicht seiner personalen Authentizität. Allein als potenzieller Baumeister, der Pläne schmiedete und sich deren Realisierung ausmalte, war Hitler „echt“, als Person glaubwürdig und ganz „bei sich“. Es spricht nichts dafür, dass sich diese von frühester Jugend an aufgebaute Authentizität bis 1914 verändert hätte. Erst der Weltkrieg beendete die aus ihr gespeiste biografische Bewegungsrichtung. Er schnitt die ohnehin sehr begrenzten, von Narzissmus und Erfolglosigkeit getriebenen authentischen Potenziale in Hitlers Persönlichkeit ab. Das Ende des Kriegs und die Rückkehr nach München drohten den Dreißigjährigen daher in die Ausweg- und Bedeutungslosigkeit zu stürzen, die er in Wien kennen und fürchten gelernt hatte. Infolgedessen verfolgte Hitler 1919 zunächst ein primäres Ziel, nämlich mangels anderer Erwerbsgelegenheit so lange wie möglich im Bayerischen Heer zu bleiben. Politisch-ideologisch keineswegs festgelegt, verhielt er sich im Kontext von Revolution und Gegenrevolution entsprechend opportunistisch oder zumindest attentistisch. Das änderte sich erst nach der definitiven Niederschlagung der Münchner Räterepublik und mit dem demagogischen Erfolg, den er seit seinem Aufenthalt auf dem Lechfeld im August 1919 mehr und mehr hatte. Dieser Erfolg bildete die Basis für die Konstruktion einer jüngeren Schicht personaler Authentizität, die Hitler in „Mein Kampf“ ausführlich, wenngleich unsystematisch, konstruierte.

Akzeptiert man den Grundgedanken dieser These, so hat das gewisse Folgen für das historische Verständnis des Nationalsozialismus und des NS-Regimes im Allgemeinen. Denn das Konzept der personalen Authentizität, wie es der bürgerliche Individualismus entwickelte, kennt ja im Grunde nur das echte „Beisichselbstsein“ einer Persönlichkeit. Die Konstruktion einer sekundären Authentizität ist eigentlich nicht möglich. Anders gesagt: Eine solche sekundäre Authentizität, wie sie Hitler für sich und seine Umwelt konstruierte und auf der sehr bald der „Hitler-Mythos“ beruhte⁸¹, bleibt in ihrem Kern „unecht“. Die mit ihr erzielte persönliche (und politische) Glaubwürdigkeit erwächst nicht aus dem Innern einer gereiften, mit sich selbst einigen Persönlichkeit. Vielmehr muss sie inhaltlich immer wieder neu bestätigt und performativ beglaubigt werden. Konkret bedeutete dies: Hitlers Demagogie seit dem August 1919 trug von Beginn an den Keim des „Unechten“ und damit auch des Selbsterstörerischen in sich. Das Performativ-Theatralische seines politischen Handelns und Redens überlagerte die eigentliche und ursprünglichere Authentizität seiner Persönlichkeit. Anders gesagt: Hitler spielte eine *Rolle*. Entsprechend folgerichtig begann er Anfang der 1920er Jahre, zusammen mit seinem Haus- und Hoffotografen Heinrich Hoffmann, die wirkungsvollsten Posen und die überzeugendste Mimik einzustudieren. Ebenso

⁸¹ Grundlegend hierzu nach wie vor Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung*, München 2002.

tat das Atelier Hoffmann alles, um Hitler fotografisch bestmöglich in Szene zu setzen⁸².

Tatsächlich bestand das Geheimnis des Hitlerschen Erfolgs, seines Aufstiegs und seiner politischen Glaubwürdigkeit in einem Rollenspiel. Er fand mehr oder minder plötzlich eine Bühne, die freilich schon längst und ohne ihn aufgerichtet worden war. Was er auf ihr demagogisch repetierte, verstärkte, zuspitzte und am Ende wohl auch glaubte, war zunächst nichts anderes als die in Bayern und in seinem Heere omnipräsente völkisch-nationalistische, antibolschewistische und antisemitische Propaganda. Hitler fand sie vor, rezipierte sie, nahm sie in sich auf und betrat mit ihr die Bühne. Biografisch entscheidend war für ihn, diese Bühne nicht wieder verlassen zu müssen. Vielmehr gestaltete er sie im Verlauf seiner Karriere systematisch aus und fand somit nicht nur die seiner „Weltanschauung“, sondern vor allem seiner Person entsprechende ästhetische Ausdrucksform. Hitlers primär auf Visualität und Räumlichkeit bezogenes „Künstlertum“ erlaubte es ihm, die vorgefundene Bühne zu dekorieren und damit ein Instrument zur Durchsetzung seiner Herrschaft herzustellen⁸³. Was Hitler also erst zum Trommler und dann zum „Führer“ machte, war keineswegs eine Idee, eine festgefügte, granitene Weltanschauung. Vielmehr fand er seine Bühne und die dazu passende Rolle eher zufällig. Und was hätte er besseres tun können, als diese Rolle solange wie irgend möglich weiterzuspielen, damit jenen ersten Erfolg festzuhalten und ihn zu perpetuieren? Seiner selbst in der Vergangenheit stets unsicher, war Hitler der wahren, authentischen Komplexität des Lebens nicht gewachsen; umso zupackender legte er sich eine Rolle zu, die seine Lebensführung künftig bis ins Detail determinieren sollte. Damit unterwarf er sich einem selbstgewählten und zugleich unumkehrbaren Rollen- und „Bewährungszwang“⁸⁴. Dies lag in der Logik seines seit 1919/20 erworbenen Charismas, das es immer neu zu bestätigen galt und das erst 1942/43 zu verblässen begann, als sich die bevorstehende Kriegsniederlage immer weniger leugnen ließ. Bezeichnenderweise trat Hitler als Person zu diesem Zeitpunkt von der Bühne ab. Seit 1943 mied er öffentliche Auftritte und ließ sich nur noch ausnahmsweise zu einer Radioansprache überreden⁸⁵. Was seine Herrschaft allerdings bis zuletzt sicherte, war sein über die Situation hinaus gefestigter Mythos, der überdies durch das gescheiterte Attentat vom 20. Juli 1944 noch einmal einen letzten, paradox-prekären Auftrieb erhielt.

Hitlers seit 1919/20 angenommene Rolle war die des radikalen Ideologen und Demagogen, der die Komplexität der realen Welt mittels eines binären Ideologiesystems aus Freunden und Feinden reduzierte und damit zugleich „erklärte“. Dies erlaubte es ihm, jener Komplexität und der ihr entsprechenden Möglichkeit authentischer (und damit komplizierter) Menschlichkeit zu entfliehen. So wies er

⁸² Vgl. Rudolf Herz, Hoffmann & Hitler. Fotografie als Medium des Führer-Mythos, München 1994.

⁸³ Dies ist die insgesamt plausible Grundthese bei Pyta, Hitler.

⁸⁴ M. Rainer Lepsius, Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den „Führerstaat“ Adolf Hitlers (1986), in: Ders., Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen, Göttingen 1993, S. 95–118, hier v. a. S. 98.

⁸⁵ Vgl. Pyta, Hitler, S. 200–203.

allein schon die bloße Feststellung, die moderne politische und soziale Welt sei komplex, als bösartige Propaganda der Demokraten zurück. Mit solcher künstlichen „Komplizierung“ des öffentlichen Lebens, wie er es nannte, kontrastierte Hitler die „natürlichen Lebensgesetze“ und „den natürlichen Instinkt“ des Volks⁸⁶. Umgekehrt formuliert: Letztlich konnte die Lösung der komplexen Gegenwartprobleme nur in der menschenverachtenden Gewalt und in der Vernichtung des erklärten „Feindes“ liegen. Der Preis, den Hitler für diese Propagandistenrolle zahlte, war der Verzicht auf die tiefere Schicht seiner personalen Authentizität zugunsten einer später konstruierten Identität und, daraus folgend, ein dauerhafter Zwiespalt. Er schien immer dann auf, wenn Hitler seine authentischen, auf das Ziel des Baumeisters gerichteten Sehnsuchtsmomente hatte. Im Innersten dürfte er denn auch gewusst haben, dass er im Kern nicht wirklich „bei sich“ war, sondern eine Rolle spielte.

Eine solche Deutung der Person Hitlers lässt sich mit älteren, funktionalistischen Interpretationsmodellen des Nationalsozialismus verknüpfen, die die grausam-menschenverachtende Radikalität des NS-Regimes nicht als vorderhand ausgearbeiteten Plan, geschweige denn als das Resultat einer personalen Kopfgeburt Hitlers betrachten, sondern „als fanatisches Festhalten an einer inganggesetzten dynamischen Bewegung“. Hitler erscheint am Ende als Getriebener seiner eigenen Propaganda, einer Propaganda, die je länger, desto mehr „beim Wort“ genommen werden wollte, um glaubwürdig – eben authentisch – zu bleiben⁸⁷. Zugleich betont eine solche Interpretation den unleugbaren inszenatorischen Grundzug der nationalsozialistischen Politik, wie er seitdem in der Forschung häufig und zuletzt im Hinblick auf Hitlers Biografie von Pyta herausgearbeitet wurde⁸⁸. Hitler selbst wurde damit zum paradigmatischen Schauspieler-Politiker, aber auch zum Täter auf einer Bühne, deren gegebenes Stück kein Erbarmen kannte. Für die deutsche Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts müssen hieraus einige substanzielle Folgerungen gezogen werden.

⁸⁶ Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. II: Vom Weimarer Parteitag bis zur Reichstagswahl Juli 1926–Mai 1928, Teil 2, bearb. von Bärbel Dusik, München u. a. 1992, Dok. Nr. 203, S. 571 f.

⁸⁷ Vgl. Martin Broszat, Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus, in: VfZ 18 (1970), S. 392–409, hier v. a. S. 407 f.

⁸⁸ Vgl. Pyta, Hitler. Daneben pars pro toto Peter Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Gewalt und Faszination des deutschen Faschismus, Hamburg 2006; Saul Friedländer, Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus, Frankfurt a. M. 2007; Alexander Schug/Frank Petrasch, Hitlers Bühnen. Eine visuelle Geschichte der Selbstinszenierung von Adolf Hitler, Berlin 2012, mit (allzu) starker Betonung des „Werbeprodukts“ Hitler. Vgl. auch die wichtigen Fallstudien von Siegfried Zelnhefer, Die Reichsparteitage der NSDAP. Geschichte, Struktur und Bedeutung der größten Propagandafeste im nationalsozialistischen Feierjahr, Nürnberg 1991, und Detlef Schmiechen-Ackermann, Inszenierte „Volksgemeinschaft“. Das Beispiel der Reichserntedankfeste am Bückeberg 1933–1937, in: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg bei Hameln. Diskussion über eine zentrale Stätte nationalsozialistischer Selbstinszenierung, Hameln 2010, S. 10–19.

Insbesondere macht diese Perspektive die tiefen Schatten der deutschen politischen Kultur und deren Sonderentwicklungen sichtbar. Denn die Bühne, die Hitler erklimmte, existierte längst vor ihm und ohne ihn. Der übermäßig theatralische und damit „unechte“, eben nicht authentische Zug der deutschen Politik, den etwa Heinrich Mann meisterhaft darlegte⁸⁹, wurzelte letztlich im Kaiserreich. Dieser „Großmacht ohne Staatsidee“ (Plessner) fehlte eine übergreifende, universale und zivilisatorische Idee, was wiederum ein übermäßiges Bedürfnis nach politischer Performanz erzeugte. Vieles von dem, was man in diesem Sinne den theatralischen und inszenatorischen Zug der politischen Kultur des Kaiserreichs nennen kann, hatte sich bis 1914 noch auf die Monarchien konzentriert – mannigfache Skurrilitäten und lächerliche szenische Entgleisungen inklusive⁹⁰. Die Novemberrevolution indes nahm dem überwiegend bürgerlich-aristokratischen, „nationalen“ Publikum gleichsam die Bühne weg. Hinsichtlich der performativ-theatralischen, visuell vermittelbaren politischen Bedürfnisse entstand ein Vakuum, in das zunächst eine Vielzahl politischer Laienschauspieler drängte – zu ihnen gehörte in seiner Frühzeit auch Adolf Hitler. Bis 1925 hatte sich dann das „nationale“ Publikum der Weimarer Republik eine neue politische Bühne erschaffen, auf der die „nationale“ Politik in zunehmend ausgeklügelter Weise inszeniert wurde. Die Hauptrolle spielte dabei Reichspräsident Hindenburg, den der Mythos des Siegers von Tannenberg umkränzte. Hindenburg war sich seiner performativen Wirkung auf dieser Bühne genau bewusst und feilte zum Teil ganz persönlich an dem Charisma, das er auf ihr gewann⁹¹. Und zu den Bedingungen der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ gehörte es auch, dass Hindenburg sein Charisma gleichsam auf Hitler übertrug und dem neuen gewalttätigen Regime somit einen Vorschuss an performativ vermittelter Legitimität verschaffte⁹². Der „Tag von Potsdam“, ein Höhepunkt des nationalsozialistischen Theatralismus, besiegelte publikumswirksam dieses Bündnis⁹³. Auch in der Folge war die auf allen

⁸⁹ Vgl. dazu Andreas Wirsching, Kronzeuge des deutschen „Sonderwegs“? Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ (1914), in: Johannes Hürter/Jürgen Zarusky (Hrsg.), Epos Zeitgeschichte. Romane des 20. Jahrhunderts in zeithistorischer Sicht, München 2010, S. 9–25.

⁹⁰ Vgl. hierzu Lothar Machtan, Die Abdankung. Wie Deutschlands gekrönte Häupter aus der Geschichte fielen, Berlin 2008, insb. S. 23–32, S. 52, S. 264–267 u. passim; John C.G. Röhl, Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900–1914, München 2008, S. 1013–1016 (25jähriges Regierungsjubiläum Wilhelms II.). In diesem Zusammenhang auch der Film „Majestät brauchen Sonne“ von Peter Schamoni aus dem Jahre 1999, sowie Gustav Seibt, Majestät brauchen Sonne, in: Hilmar Hoffmann (Hrsg.), Peter Schamoni. Filmstücke film pieces, Stuttgart 2003, S. 62–65.

⁹¹ Vgl. Wolfram Pyta, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München 2007.

⁹² Vgl. Wolfram Pyta, Geteiltes Charisma. Hindenburg, Hitler und die deutsche Gesellschaft im Jahre 1933, in: Andreas Wirsching (Hrsg.), Das Jahr 1933. Die nationalsozialistische Machteroberung und die deutsche Gesellschaft, Göttingen 2009, S. 47–69.

⁹³ Zum Tag von Potsdam siehe die Beiträge in: Christoph Kopke/Werner Treß (Hrsg.), Der Tag von Potsdam. Der 21. März 1933 und die Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur, Berlin u. a. 2013.

Ebenen sichtbare und vielfach bekundete „Theatrokratie“ ein entscheidendes Merkmal des NS-Regimes⁹⁴.

Aber nicht nur die Bühne, die Hitler betrat, existierte vor ihm und ohne ihn; auch das Publikum hatte sich schon längst versammelt. Zwar wusste es noch nicht genau, welches Stück gegeben werden würde, aber der Stoff, aus dem Hitler sein Drehbuch entwickelte, lag bereits in vielfacher Form vor. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf die Fülle der völkischen, rassistischen, antisemitischen, eugenischen, sozialdarwinistischen, antisozialdemokratischen und antikommunistischen Versatzstücke und ideologischen Sumpflüthen einzugehen, die schon in der politischen Kultur des Kaiserreichs eine zunehmende Rolle gespielt hatten, gegen Ende des Ersten Weltkriegs mehr und mehr wucherten und mit Hitler gleichsam bühnenreif wurden⁹⁵. Wichtig in unserem Zusammenhang ist allein, dass sie gegen Ende des Ersten Weltkriegs und dann vor allem nach der Novemberrevolution einen weltanschaulichen Pool formten, aus dem sich bedienen konnte, wer außerhalb des politischen Establishments stand und im Rahmen der politischen Aufmerksamkeitsökonomie auf die Karte des Radikalismus setzte. In geradezu paradigmatischer Weise galt das für München und die „Ordnungszelle“ Bayern, das nach dem Trauma und der gewaltsamen Niederschlagung der Räterepublik zur bevorzugten Zuflucht rechtsextremistischer Republikgegner und zum Reservoir all jener ideologischen Elemente wurde, aus denen sich die passenden Hass- und Feindbilder zusammensetzen ließen⁹⁶. Dass Hitlers Bühne zuerst hier stand, ist also alles andere als Zufall. In der Phase seines nationalen Aufstiegs seit 1929 ließ sich das Drehbuch allerdings durch weitere, ebenfalls bereits unabhängig von ihm bestehende Elemente bereichern. In seinen Reden, mit denen er deutschlandweit ein immer größeres Publikum erreichte, trat nun nämlich die radikalantisemitische Propaganda in den Hintergrund⁹⁷. Stattdessen inszenierte

⁹⁴ Vgl. Frank Bajohr/Jürgen Matthäus (Hrsg.), Alfred Rosenberg. Die Tagebücher von 1934 bis 1944, Frankfurt a. M. 2015, S. 480f. (Eintrag vom 29. 7. 1942). Der auf Platons Kritik am Verfall der Athenischen Demokratie zurückgehende Begriff wird hier polemisch gegen Rosenbergs Intimfeind, Joseph Goebbels, gerichtet, „einen Mann, der Minister spielt“ (S. 481).

⁹⁵ Stellvertretend aus der neueren Literatur siehe nur die vorzügliche Studie von Peter Walkenhorst, Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914, Göttingen 2007. Vgl. jetzt auch zu Hitlers Quellen Roman Töppel, „Volk und Rasse“. Hitlers Quellen auf der Spur, in: VfZ 64 (2016), S. 1–35.

⁹⁶ Hierzu jetzt: Winfried Nerding (Hrsg.), München und der Nationalsozialismus. Katalog des NS-Dokumentationszentrums München, München 2015, hier u. a. die Beiträge von Hans Günther Hockerts, Warum München? Wie Bayerns Metropole die „Hauptstadt der Bewegung“ wurde (S. 387–397) und Peter Longenrich, Hitler, München und die Frühgeschichte der NSDAP (S. 398–407).

⁹⁷ Vgl. Oded Heilbronner, Wohin verschwand der nationalsozialistische Antisemitismus? Zum Charakter des Antisemitismus der NSDAP vor 1933 und seinem Bild in der Geschichtswissenschaft, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 6 (1995), S. 15–44; ders., The Role of Nazi Antisemitism in the Nazi Party's Activity and Propaganda. A Regional Historiographical Study, in: Leo Baeck Institute Year Book 35 (1990), S. 397–439. Allerdings muss in Bezug auf den Antisemitismus von einer „Arbeitsteilung“ zwischen Hitler selbst und den Vertretern der Parteiorganisationen ausgegangen werden, die – insbesondere in Berlin – die antisemitische Propaganda und „direkte“ antisemitische Aktionen auch während der national-

sich Hitler zunehmend selbst als Person mit einer konkreten Geschichte: als derjenige, der die Wurzel allen Unglücks schon längst erkannt hatte und die hierfür Verantwortlichen mit der erforderlichen Klarheit – und mit unbezähmbarem Hass – als innere Feinde brandmarkte; schließlich als der Retter, ja der politische Messias, der die Deutschen von der Umklammerung durch ihre Feinde befreien und sie somit zu einem besseren Schicksal erlösen würde⁹⁸.

In der Endphase der Weimarer Republik verstand es Hitler also, seine in „Mein Kampf“ konstruierte und angemäße politische Authentizität in Form eines gewaltigen Rollenspiels öffentlich zu zertifizieren. Damit verbindet sich freilich die entscheidende Frage, in welchem Maße und aus welchen Gründen Hitlers Rollenspiel eine solche Authentizität zugeschrieben wurde. Tatsächlich brauchte Hitler ja gerade in dem Maße, in dem er seine ursprünglichere personale Authentizität – die des Baumeisters – überschrieben hatte, eine neue, gleichsam rollen- und bühnentaugliche Form von authentifizierbarer Glaubwürdigkeit. Allerdings war dies eine Glaubwürdigkeit, die nur innerhalb eines ganz bestimmten Zeitraums und in einer ganz bestimmten Gesellschaft erworben werden konnte. Und hier erwies es sich, dass seine stilisierte, in „Mein Kampf“ etablierte Authentizität die Wünsche des Publikums in der späten Weimarer Republik mit geradezu überraschender Wucht befriedigte und entsprechende Begeisterung hervorrief.

In seiner in „Mein Kampf“ und in unzähligen Reden stilisierten Biografie verkörperte Hitler zum einen eine Anonymität, wie sie vollständiger kaum hätte sein können. Hitler hat diese Anonymität stets zu bewahren gesucht. Denn in einer demokratischen Massengesellschaft, in der die Institutionen traditionaler, geschichtlich gewachsener Legitimität wie Monarchie und Aristokratie, Kirche und Militär verschwunden, diskreditiert oder zumindest stark beschädigt waren, ließ sich Anonymität um so leichter in politisches Kapital ummünzen. Dies war das Umfeld, in dem Hitler seine Anonymität nicht nur nicht schadete, sondern ihm, dem „unbekannten Soldaten“, als den er sich gerne stilisierte⁹⁹, Authentizität und Glaubwürdigkeit versprach. Tatsächlich ist eine Gesellschaft, in der ein Mann von der Anonymität Hitlers plötzlich mit erheblicher Zustimmung die Rolle des Retters zu spielen vermag, eines gewiss nicht: eine überwiegend traditionalistische Gesellschaft, in der Herkommen und Status die entscheidende Rolle spielen. Im Kaiserreich mit seinem gesellschaftlichen Fetisch des preußischen Reserveoffi-

zialistischen Durchbruchphase fortsetzen. Siehe etwa Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39*. Paris und Berlin im Vergleich, München 1999, S. 466.

⁹⁸ Zur messianischen Erwartung in der Weimarer Republik vgl. Klaus Schreiner, „Wann kommt der Retter Deutschlands?“ Formen und Funktionen von politischem Messianismus in der Weimarer Republik, in: *Saeculum* 49 (1998), S. 107–160.

⁹⁹ Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. V: Von der Reichspräsidentenwahl bis zur Machtergreifung April 1932–Januar 1933, Teil I: bearb. von Klaus A. Lankheit, München 1996, Dok. Nr. 28, S. 45; vgl. Benjamin Ziemann, Die deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort. Das „Nationaldenkmal für die Gefallenen im Weltkrieg“ und die Idee des „Unbekannten Soldaten“ 1914–1935, in: Helmut Berding/Klaus Heller/Winfried Speitkamp (Hrsg.), *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000, S. 67–91, hier S. 85.

ziers wäre Hitler unmöglich gewesen. So aber war die von Hitler fanatisch gehasste Novemberrevolution eine notwendige Voraussetzung für seinen Aufstieg: Ihr folgte die politische Massenmobilisierung, der Schub an Demokratisierung, aber auch an Egalisierung, die Hitler brauchte, um soziale Anonymität in politisches Kapital umzumünzen.

Auch die Inadäquatheit der Ziele, der Hang zum Eskapismus und die Sehnsucht, gleichsam aus der Geschichte herauszuspringen beziehungsweise sie nach der eigenen „Weltanschauung“ zu formen, erzeugten einen Gleichklang mit der vorherrschenden Weimarer Deutungskultur und festigten Hitlers sekundär konstruierte Authentizität. Das wilhelminische Deutschland strebte nach dem „Platz an der Sonne“ und verlor dabei den Boden unter den Füßen. Es betrieb Weltpolitik und versäumte die Politik der kleinen Schritte. Die wilhelminische Gesellschaft tendierte dazu, die eigenen Möglichkeiten zu überschätzen und die Realitäten zu verkennen; der Zusammenstoß zwischen Möglichem und Unmöglichem schmerzte um so mehr – er erfolgte 1918 in Form eines Absturzes. Die überwältigende Mehrheit der Deutschen empfand die Niederlage und ihre Konsequenzen überdies als eine ebenso grausame wie unverdiente Demütigung, die in keinem Zusammenhang mit dem eigenen Verhalten stand. Eine rationale und offene Auseinandersetzung mit der Rolle Deutschlands und seiner Politik vor 1914 und im Weltkrieg blieb dagegen während der Weimarer Republik die Ausnahme. Analyse wurde durch Schuldzuweisung ersetzt.

Hitler seinerseits verkörperte den sozialen Bankrott in seiner Biografie. Beginnend mit der Wiener Zeit blickte er auf das Luftschloss in der vagen Zukunft und strauchelte in der Gegenwart. Daran, dass auch er seinen persönlichen Absturz als tiefe Demütigung empfand, besteht kein Zweifel. Sogar in der Selbststilisierung von „Mein Kampf“ ist das noch deutlich zu spüren¹⁰⁰. Keineswegs aber suchte er die Gründe für sein Scheitern bei sich selbst. Dessen Folgen äußerten sich vielmehr als verletzter Stolz, der sich nun umso hoffärtiger als Trotz gegen die anscheinend feindliche Umwelt äußerte. Tatsächlich hat Hitler seine Absturz- und Deklassierungserfahrung so verarbeitet, wie es wahrscheinlich viele tun würden: Er stilisierte sie vor sich selbst und vor anderen und verpuppte sie in einem Kokon aus Selbstgerechtigkeit und Selbstmitleid. So verband er Anfang 1914, als er eine Vorladung des Magistrats Linz erhielt und aus finanziellen Gründen um Aufschub bat, diese Bitte mit einem Rückblick auf seine Wiener Zeit: Diese sei für ihn eine „unendlich bittere Zeit“ gewesen. „Ich war ein junger unerfahrener Mensch ohne jede Geldhilfe und auch zu stolz, eine solche auch nur von irgend jemand anzunehmen, geschweige denn zu erbitten. Ohne jede Unterstützung nur auf mich selbst gestellt, langten die wenigen Kronen oft auch nur Heller aus dem Erlös meiner Arbeiten kaum für meine Schlafstelle. Zwei Jahre lang hatte ich keine andere Freundin als Sorge und Not, keinen anderen Begleiter als ewigen unstillbaren Hunger. Ich habe das schöne Wort Jugend nie kennen gelernt.“¹⁰¹ Vier der

¹⁰⁰ Vgl. Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [18f.].

¹⁰¹ Adolf Hitler an den Magistrat der Stadt Linz, 21. 1. 1914, in: Jäckel/Kuhn (Hrsg.), *Hitler*. Sämtliche Aufzeichnungen, Dok. Nr. 20, hier S. 55.

sechs Behauptungen in diesem Bericht sind nachweislich falsch. Erstens hatte Hitler Geldhilfe erhalten, von seiner Familie und durch seine Waisenrente. Zweitens war er durchaus nicht zu stolz gewesen, solche Hilfe anzunehmen. Drittens hatte er bei seiner Tante Klara auch um solche Hilfe gebeten. Viertens schließlich hatte Hitler eine materiell durchaus sorgenfreie Jugend. Sie bot ihm Müßiggang und Chancen. Ersteren hat er ausgelebt, letztere nicht genutzt¹⁰².

Was freilich in anderen Zeiten reine Privatsache geblieben wäre, wirkte in der Weimarer Republik politisch, was auch Thomas Mann treffend beobachtete: „Der Bursche ist eine Katastrophe; das ist kein Grund, ihn als Charakter und Schicksal nicht interessant zu finden. Wie die Umstände es fügen, daß das unergründliche Ressentiment, die tief schwärende Rachsucht des Untauglichen, Unmöglichen, zehnfach Gescheiterten, des extrem faulen, zu keiner Arbeit fähigen Dauer-Asylisten und abgewiesenen Viertelskünstlers, des ganz und gar Schlechtweggekommenen sich mit den (viel weniger berechtigten) Minderwertigkeitsgefühlen eines geschlagenen Volkes verbindet, welches mit seiner Niederlage das Rechte nicht anzufangen weiß und nur auf die Wiederherstellung seiner ‚Ehre‘ sinnt.“¹⁰³ Zu der Übernahme radikal-völkischer, rassenantisemitischer und sozialdarwinistischer Ideologieelemente, mit denen Hitler das Skript für seine Rolle schrieb, gesellte sich mithin die Inszenierung von Anonymität, Absturz und Demütigung. Diese gleichsam stellvertretend für die Deutschen durchlebt und durchlitten zu haben, zugleich aber das Versprechen, sie in bessere Zeiten zu führen, gehörte zu Hitlers sekundär erworbener politisch-moralischer Authentizität. Dass sie es ihm erlaubte, die letztlich „unechte“ Rolle des „Führers“ und politischen Messias zu spielen, gehört zu den unhintergehbaren Spezifika der deutschen Geschichte.

V. Das NS-Regime als Bühne der Täter

Für die deutsche und europäische Geschichte vielleicht am folgenreichsten war allerdings noch etwas anderes: Denn auf der Bühne, die Hitler vorfand, erklimmte und ausgestaltete, herrschte eine andere als die bekannte Moral. Schon von Beginn an, das heißt seit 1919/20, galten hier andere moralische Maßstäbe als im wirklichen, im echten, eben authentischen Leben. Denn auf Hitlers Bühne fand die Umwertung aller Werte statt: Die Komplexität der realen Welt ließ sich hier

¹⁰² Bezeichnenderweise schrieb Hitler, was er 1914 in einer rein persönlichen Angelegenheit dem Linzer Magistrat mitteilte, zehn Jahre später auch in „Mein Kampf“: Wien sei für ihn „die traurigste Zeit meines Lebens“ gewesen und habe „fünf Jahre Elend und Jammer [...] für mich enthalten“. „Fünf Jahre, in denen ich erst als Hilfsarbeiter, dann als kleiner Maler mir mein Brot verdienen mußte; mein wahrhaft kärglich Brot, das doch nie langte, um auch nur den gewöhnlichen Hunger zu stillen. Er war damals mein getreuer Wächter, der mich als einziger fast nie verließ.“ Hitler, *Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. I, S. [19]. Faktisch verfügte Hitler aus der Waisenrente, der mütterlichen Hinterlassenschaft sowie Zinserträgen aus dem später auszunehmenden väterlichen Erbe über Mittel, die es ihm lange Zeit ermöglichten, sein Dasein ohne die Aufnahme einer regelmäßigen Arbeit zu fristen. Vgl. Kershaw, *Hitler*, Bd. I, S. 37.

¹⁰³ Mann, *Bruder Hitler*, S. 846.

zunächst rein propagandistisch in einen Manichäismus von Gut und Böse, Freunden und Feinden, Opfern und Schuldigen verwandeln. Auf der Basis solcher Feindbildkonstruktionen ließen sich auf dieser Bühne weitgehend ungestraft Hass predigen, Gewalt androhen und Vernichtung fordern. Das Resultat war eine neue, eine nationalsozialistische Moral, die den universalistischen Prinzipien der christlich-aufgeklärten Zivilisation eine radikale und bösartige Partikularität entgegenstellte¹⁰⁴. Schon während der Aufstiegsphase der NSDAP 1930–1933 folgten ihr viele junge SA-Männer, als die Gewalt eskalierte. Die bereits auf der Bühne der Wahlkämpfe und der bürgerkriegsartigen Kämpfe gegen Republik und Kommunismus einstudierten Rollen und der hierzu gehörige, durch extremen Nationalismus angetriebene Gewaltpolitik prägten die Mentalitäten vieler späterer NS-Täter¹⁰⁵. Indes gehört es zu den beklemmendsten Vorgängen in der deutschen Geschichte, dass diese neue Moral nach dem 30. Januar 1933 rasch zur herrschenden Moral avancierte¹⁰⁶. Binnen kürzester Zeit war das, was eine jahrhundertalte christlich-aufklärerische Tradition von Moral und Gewissen, Recht und Gesetz ganz selbstverständlich als blankes Unrecht verurteilt hatte, nicht nur erlaubt, sondern wurde sogar prämiert. Sofern sie sich gegen die „richtigen“, als „Feinde“ stigmatisierten Menschen richteten, konnten Nötigung und Diebstahl, Körperverletzung und Totschlag, am Ende auch unverblümter Mord im Sinne der nationalsozialistischen Moral durchaus aner kennenswerte Taten sein. Wer sich daher auf der nationalsozialistischen Bühne, die nun freilich zum Regime geworden war, hervortat, indem er die gebrandmarkten, politisch oder rassistisch definierten „Feinde“ drangsalierte und verfolgte, ging nicht nur straffrei aus, sondern wurde belohnt. Das NS-Regime zertrümmerte gewissermaßen das Schlechteste im Menschen hervor und prämierte es mit den Maßstäben seiner Moral. Tatsächlich konnte man im „Dritten Reich“ zum Verbrecher werden und dabei „anständig“ bleiben¹⁰⁷.

Dem NS-Regime war damit von vornherein ein irreduzibel zwiespältiger Zug eingeschrieben. Die Interaktion zwischen dem nämlich durchaus fortbestehenden authentischen Bewusstsein für Gut und Böse, Recht und Unrecht einerseits und der forcierten, aber nicht-authentischen nationalsozialistischen Moral andererseits

¹⁰⁴ Vgl. hierzu aufschlussreich Harald Welzer, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt a. M. 2011; Raphael Gross, Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt a. M. 2010.

¹⁰⁵ So etwa die Täter der Aktion T4 sowie der „Aktion Reinhardt“; siehe Sara Berger, Experten der Vernichtung. Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibor und Treblinka, Hamburg 2013, S. 299 f.

¹⁰⁶ Vgl. eindrucksvoll Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933, Stuttgart/München 2000.

¹⁰⁷ Siehe Gross, Anständig geblieben, passim, und den „locus classicus“, Heinrich Himmlers (erste) Posener Rede vom 4. 10. 1943. Der Wortlaut der Rede in: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946, Bd. 29, Nürnberg 1948, S. 110–173, hier S. 145; vgl. auch Bernhard Gotto, Die Erfindung eines „anständigen Nationalsozialismus“. Vergangenheitspolitik der schwäbischen Verwaltungseliten in der Nachkriegszeit, in: Peter Fassl (Hrsg.), Das Kriegsende in Schwaben, Augsburg 2006, S. 263–283.

rerseits erzeugte ein „gespaltenes Bewusstsein“, das sich wie Mehltau über die Lebenswirklichkeit der NS-Zeit legte: „Die Zerstörungen, die der Nationalsozialismus angerichtet, die physischen und die moralischen sind ohne Beispiel. Was er an Blut und Gut gekostet durch seine Raub- und Mordwut, seine teuflische Entvölkerungspolitik ist unermeßlich; grauenvoller fast noch das seelische Unheil, das er mit seinem Terror gestiftet, die Schändung und Verderbnis, die menschliche Erniedrigung und Zerrüttung durch den Zwang zur Lüge und zum Doppeldasein, die Gewissensnötigung.“¹⁰⁸

Eben dies war der Kontext, in dem auch „ganz normale“ Menschen zu Tätern wurden¹⁰⁹. Noch einmal wirft dabei das Problem der personalen Authentizität, also des eigentlichen „Beisichselbstseins“ eines Menschen, wie es sich bei Hitler paradigmatisch stellte, ein neues Licht auf die Mechanismen des NS-Regimes. Denn die häufig gestellte Frage, wie in solch letztlich unfassbar großem Ausmaß individuelle Täterschaft entstehen und konkrete Schuld aufgehäuft werden konnte, lässt sich leichter und plausibler beantworten, wenn man das Motiv der nationalsozialistischen Bühne und der auf ihr herrschenden Moral berücksichtigt. So dürfte es vielen Tätern letztendlich klar gewesen sein, dass sie einer durch Dauerpropaganda geformten barbarischen Partikularmoral folgten und damit gegen das ihnen durchaus bekannte Strafrecht, das natürliche Sittengesetz und schlicht gegen einfachste Grundsätze der Menschlichkeit verstießen. Dies zu tun und mögliche Gewissensregungen zu überwinden fiel ihnen allerdings in dem Maße leichter, in dem sie sich auf eine Bühne gerufen wussten, auf der sie eine spezifische Rolle zu spielen und bestimmte Funktionen zu erfüllen hatten. Wie oben ausgeführt, lässt sich eine solche Dynamik schon bei Hitler selbst in gleichsam paradigmatischer Form beobachten. Was aber für Hitler galt, betraf erst recht die Vielzahl seiner aktiven Anhänger, die ihm „entgegen arbeiteten“: In der zunehmend tödlichen Praxis des NS-Regime ließ sich eine subjektive Distanz zu der gespielten Rolle aufbauen. Eine solche „Rollendistanz“ erlaubte es dem Einzelnen dann auch, sich von seiner „eigentlichen“, eben authentischen Existenz und Lebensführung zu entfernen¹¹⁰. Anders gesagt: Die Täter waren, als sie ihre Taten verübten, keine authentischen Persönlichkeiten, das heißt nicht wirklich „bei sich“.

Natürlich impliziert eine solche Überlegung keine „mildernden Umstände“; auch muss hier nach verschiedenen Kategorien von Tätern differenziert werden, insbesondere danach, wann und wie sie die Bühne betraten. Für Hitler selbst etwa

¹⁰⁸ Thomas Mann, Deutsche Hörer! 16. 1. 1945, in: Ders., Gesammelte Werke, Bd. 12, Berlin (Ost) 1956, S. 730. Vgl. auch Hans Dieter Schäfer, Das gespaltenen Bewußtsein. Vom Dritten Reich bis zu den langen Fünfziger Jahren, Göttingen 2009.

¹⁰⁹ Vgl. Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek b. Hamburg 1993. Einen Überblick über die aktuelle Täterforschung gibt Frank Bajohr, Täterforschung. Ertrag, Probleme und Perspektiven eines Forschungsansatzes, in: Ders./Andrea Löw (Hrsg.), Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung, Frankfurt a. M. 2015, S. 168–185.

¹¹⁰ Zum Konzept der Rollendistanz siehe die – teilweise im Anschluss an Erving Goffman – gemachten, interessanten Ausführungen bei Welzer, Täter, S. 38–40 u. ö.

und für diejenigen, die schon lange vor 1933 mit ihm die nationalsozialistische Bühne geformt hatten, war die dort gespielte Rolle faktisch ihre Lebenswirklichkeit geworden. Andere wie etwa die Vertreter der „Generation des Unbedingten“ hingen ebenfalls schon lange vor 1933 einer ebenso radikalen wie partikularen völkischen Idee an, so dass ihnen der Umstieg vom Denken zum Handeln, von der Propaganda zur Tat, als logisch konsequent und geradezu als authentischer Schritt erschienen sein mag¹¹¹. Aber ungezählte Hitler-Sympathisanten und Helfershelfer wurden dadurch zu NS-Tätern, dass sie ab 1933 auf die nationalsozialistische Bühne mit ihrer pervertierten Moral drängten, weil sie sich konkrete Vorteile davon versprachen, oder weil sie auf sie gerufen wurden. In jedem Fall glichen das Besteigen der Bühne und die Akzeptanz der dort zu spielenden Rolle einem persönlichen *point of no return*, der eine Umkehr, wenn überhaupt, dann nur noch unter Inkaufnahme eines tiefen und schwerwiegenden biografischen Bruchs zuließ. Für „die Schwierigkeit, Intentionalität und Innenleben eines Einzelnen zu rekonstruieren“¹¹², kann eine solche Perspektive hilfreich sein.

Das Spielen einer letztlich „unechten“, nicht authentischen Rolle wurde durch die Suggestion erleichtert, sich an einem notwendigen, weltgeschichtlichen Stück zu beteiligen. Dies galt insbesondere unter den Bedingungen des Zweiten Weltkriegs und seiner Deutung als weltgeschichtlich entscheidender Überlebenskampf der Deutschen. In der unstrittigen Kraft, die diese Suggestion ausübte, offenbart sich nicht nur die Wirkung der nationalsozialistischen Propaganda, sondern auch die bereits längst vor 1933 bestehende tiefe Imprägnierung der deutschen politischen Kultur durch die Versatzstücke einer menschenverachtenden sozialdarwinistischen und antisemitischen Ideologie. Die Berufung auf eine notwendige, wenngleich „harte“ weltgeschichtliche Rolle, die die Deutschen kollektiv wie individuell zu spielen hatten, prägte jedenfalls den Geist von Himmlers erster Posener Rede ebenso wie den Abgang von Joseph Goebbels: Kurz vor seinem familiär erweiterten Suizid erklärte er in einer vielsagenden, theatralischen Rollenbewusstsein und propagandistische Technologiebegeisterung noch einmal miteinander verschränkenden Ansprache an seine engsten Mitarbeiter: „Meine Herren, in hundert Jahren wird man einen schönen Farbfilm über die schrecklichen Tage zeigen, die wir durchleben. Möchten Sie nicht in diesem Film eine Rolle spielen? Halten Sie jetzt durch, damit die Zuschauer in hundert Jahren nicht johlen und pfeifen, wenn Sie auf der Leinwand erscheinen.“¹¹³

Unter den Mitgliedern des engsten NS-Führungskreises machte sich Goebbels, Zyniker, der er war, wahrscheinlich die wenigsten Illusionen darüber, dass er auf der verbrecherischen, moralisch pervertierten und doch welthistorischen Bühne des NS-Regimes eine im Kern „unechte“, nicht-authentische Rolle spielte. Insofern

¹¹¹ Vgl. Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn 1996; Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.

¹¹² Mark Roseman, Lebensfälle. Biographische Annäherungen an NS-Täter, in: Bajohr/Löw (Hrsg.), Holocaust, S. 186–209, hier S. 197 f.

¹¹³ Goebbels im April 1945 zum Film „Kolberg“, zit. nach Erwin Leiser, „Deutschland erwache!“ Propaganda im Film des Dritten Reiches, Reinbek 1989, S. 120.

war die Form seines Abtritts von dieser Bühne konsequent. Und nicht wenige andere NS-Täter wählten ebenfalls den Suizid, weil sie für sich keine Möglichkeit mehr zur Rückkehr in die authentische Realität sahen. Das Konzept der Authentizität vermag daher auch einen Beitrag zu leisten, um die am Ende immer deutlicher erkennbare Tendenz zur Selbstzerstörung zu erklären, die dem NS-Regime innewohnte. Denn zumal wenn eine Rückkehr zur Authentizität nicht mehr möglich schien, implizierte der nationalsozialistische Rollenzwang die Notwendigkeit, die Bühne und das Stück, das auf ihr gegeben wurde, bis zum letztmöglichen Augenblick zu verteidigen. Zumindest teilweise lassen sich von hier aus die selbstzerstörerischen Inszenierungen des Kriegsendes und die mit ihm verbundenen, schrecklich irrationalen sogenannten Endphasenverbrechen erklären¹¹⁴.

Die meisten freilich suchten die Bühne möglichst rasch und unerkant zu verlassen und sich in die Realität des authentischen Lebens zurückzufinden. Vielen gelang dies, und die eigene Rolle in der NS-Zeit blieb ein abgegrenzter, gleichsam verpuppter, eben nicht-authentischer Lebensabschnitt. Eine offene Kommunikation über ihn war daher nach 1945 kaum möglich¹¹⁵. Und diejenigen, deren NS-Vergangenheit vor Gericht kam, leugneten in aller Regel, eine nationalsozialistische (Täter-)Rolle gespielt zu haben.

VI. Fazit

Hitlers Authentizität, so lässt sich als Fazit festhalten, ruhte in seinem von Jugend an geäußerten Wunsch, „Künstler“ zu sein und sich als solcher zu verwirklichen, zunächst als Kunstmaler, sodann als Architekt und Baumeister. Bis 1914 lebte er diesen Traum und führte eine letztlich perspektivlose Randexistenz ohne erkennbare politisch-ideologische Orientierung. Sein Aufstieg als politischer Agitator und Propagandist seit August 1919 entsprang daher keineswegs einer politischen Intention. Vielmehr lässt er sich als bloße Funktion des biografischen Erfolgs deuten, den Hitler eher zufällig und erstmals in seinem Leben erfuhr. Erst nach dem Zusammenbruch seiner erfolgreichen Münchner Agitatorenexistenz im November 1923 und unter den Bedingungen der Landsberger Festungshaft konstruierte Hitler in „Mein Kampf“ eine sekundäre Authentizität als ideologisch gefestigter „Politiker“. Um entsprechende Glaubwürdigkeit zu gewinnen, stilisierte er die Entstehung seiner rassistischen und sozialdarwinistischen „Weltanschauung“ zum Resultat systematischer Studien, die er in Wien betrieben haben wollte: eine Behauptung, die durch praktisch alle anderen verfügbaren Quellen falsifiziert wird.

Das Konzept der Authentizität erlaubt es daher stringenter, als dies bisher möglich war, intentionalistische und funktionalistische Aspekte des NS-Regimes miteinander zu verbinden. Zwar ist die mit diesen Begriffen verbundene große Kontroverse der 1970er Jahre obsolet; aber darüber, wie beide Elemente sich in der

¹¹⁴ Siehe v. a. Sven Keller, Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45, München 2013.

¹¹⁵ Vgl. Harald Welzer, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a. M. 2002.

Wirklichkeit des Nationalsozialismus zueinander verhielten, ist das letzte Wort noch längst nicht gesprochen. Hitlers Biografie lässt sich jedenfalls ohne ihre dezidiert funktionalistische und opportunistische Dimension nicht begreifen. Seine „Weltanschauung“ war weitgehend die *Funktion* seines ersten und einzigen Erfolgserlebnisses, das er bis zu seinem 31. Lebensjahr zu verzeichnen hatte. Zugleich und gerade deswegen begründete dieses Erfolgserlebnis einen dauerhaften propagandistischen Rollen- und Bestätigungszwang. Hitler nahm seine neu gefundene Rolle in einer Art und Weise an, dass seine ursprüngliche personale Authentizität weitgehend überschrieben wurde. Er ergriff seine unverhoffte Lebenschance und Rolle als Propagandist mit einer nie mehr zur Debatte stehenden Folgerichtigkeit; sie bestmöglich und mit den größten Aussichten auf Erfolg auszufüllen, wurde fortan zu seiner alles andere überragenden, genuinen *Intention*. „Was funktionaler Betrachtung zugänglich ist, kann durchaus auch geglaubt werden, ganz oder zu Teilen.“¹¹⁶ Insofern sind die miteinander verschränkten, propagandistisch-funktionalen und ideologisch-intentionalen Elemente, zwischen denen das NS-Regime oszillierte, bereits in der Person Hitler angelegt.

Indem Hitler freilich seiner im Kern „unechten“, weil letztlich instrumentellen und sekundär konstruierten Authentizität als Politiker und Ideologe folgte, trat er nicht als gereifte, innerlich gefestigte, eben authentische Persönlichkeit auf, sondern spielte eine Rolle auf einer politischen Bühne. Dass er hiermit nach der Entlassung aus der Haft und dann vor allem seit 1929 im nationalen Maßstab erneut Erfolg hatte, präjudizierte wichtige Merkmale des NS-Regimes. Dies gilt insbesondere für den inszenatorischen Charakter der NS-Politik. Dieser ist zwar häufig festgestellt worden; allerdings sollte der inszenatorische und damit nicht-authentische Grundzug des Nationalsozialismus auch für die Akteursebene stärker, als dies bisher der Fall ist, reflektiert werden. Denn Täter konnte man im NS-Regime gerade dann werden, wenn man authentische Gewissensregungen in Bezug auf Recht und Unrecht zugunsten einer Rolle überschrieb, die man im Rahmen der partikular pervertierten nationalsozialistischen Moral spielte. Die als psychologische Phänomen bekannte Möglichkeit zur Rollendistanz erleichterte dies. „Führer“ und Gefolgschaft begegneten sich so auf der nationalsozialistischen Bühne, deren gegebenes Stück freilich aus realer Gewalt, Vernichtung und Selbstzerstörung bestand.

¹¹⁶ Herbst, Hitlers Charisma, S. 193.